

### **III. Die Deutung des Krieges zwischen Hoffnung und Verzweiflung**

Während die ersten Monate des Krieges durch den an Menschenleben verlustreichen Bewegungskrieg geprägt waren, kennzeichnete den dar-auffolgenden Stellungskrieg größere Regelmäßigkeit, die mit deutlich selteneren Kampfhandlungen einherging. Gleichzeitig brachten die in dieser Zeit stattfindenden Materialschlachten jedoch eine bis dahin ungekannte Intensität der Kämpfe. Im Folgenden wird der Deutung der Ereignisse durch die Soldaten und der Sicht der jeweils eigenen Rolle im Krieg nachgegangen. Gefragt wird auch danach, in welchem Verhältnis Deutungen, mit denen die Turner ihre Kampfbereitschaft ausdrückten, zu Wünschen nach einer Beendigung des Krieges standen und welchen Sinn sie dem Weltkrieg in letzter Konsequenz zumaßen.

#### **1. 1914: Auf dem Weg zum Sieg?**

Die Regimenter, in denen die Turner zu Beginn des Krieges dienten, gehörten dem IX. Armee- und IX. Reservekorps der 1. Armee sowie der 4. Ersatzdivision an und befanden sich damit überwiegend auf dem rechten Flügel des deutschen Westheeres. Dieser sollte nach den Vorstellungen der obersten militärischen Führung durch Belgien nach Frankreich vorstoßen und damit die Voraussetzungen für die Einkreisung und Vernichtung der französischen Armee schaffen. Mit entsprechendem Nachdruck waren die dort eingesetzten Truppenführer angehalten, die gesetzten Marschziele im Rahmen des engen Zeitplans zu erfüllen. Diesem Ziel entgegenstehender Widerstand gegnerischer Truppenteile musste demnach möglichst schnell niedergekämpft werden<sup>1</sup>. Entsprechend hoch waren die Verluste bei den angreifenden deutschen Verbänden – selbst in den kommenden Materialschlachten

---

<sup>1</sup> Der Weltkrieg 1914–1918. Die Grenzschlachten im Westen, S. 668, 682, 684.

sollten nicht mehr so viele deutsche Soldaten ums Leben kommen oder verwundet werden<sup>2</sup>. Es ist daher zu untersuchen, wie die Turner auf ihre ersten Erfahrungen mit lebensgefährlichen Situationen reagierten und ob diese Erfahrungen eine Sinnkrise hervorriefen, die etwa als »Desillusionierung« bezeichnet werden könnte<sup>3</sup>.

Als Zeichen dafür, den ersten Kampf mitgemacht zu haben, galt in den Darstellungen der Turner die sogenannte »Feuertaufe«. Wie sie sich dieses erste Aufeinanderprallen mit dem Gegner genau vorstellten, erwähnten sie zwar nicht. Mehrere ihrer Äußerungen legen aber nahe, dass das Bild eines offen geführten Kampfes, in dem sich die Truppen beider Seiten in größeren Formationen auf freiem Gelände gegenüber standen, weit verbreitet war. Dieses Bild mag zum einen durch die militärische Vorkriegsausbildung vermittelt worden sein. Denn die oberste militärische Führung der Vorkriegszeit sah den Schlüssel zum taktischen Sieg im offensiven Vorgehen der Infanterie in Zugstärke, während die Artillerie sich auf die Bekämpfung der gegnerischen konzentrierten sollte. Dabei verschloss sie nicht die Augen vor den offensichtlichen Unzulänglichkeiten dieses Verfahrens, bei dem hohe Verluste der eigenen angreifenden Infanterie zu erwarten waren, erblickte aber den einzigen Ausweg aus diesem Dilemma in einem möglichst energischen Vorgehen<sup>4</sup>. Anhand der Dienstvorschriften fanden diese Überlegungen Eingang in die Truppe, die hiernach ausbilden musste, wobei nicht sicher ist, ob diese Konzepte auch in jedem einzelnen Truppenteil so umgesetzt wurden<sup>5</sup>.

Ein ähnliches Kriegsbild wurde zugleich durch populäre künstlerische und literarische Darstellungen der Zeit vermittelt. In den verbreiteten Schilderungen insbesondere des siegreichen Krieges von 1870/71 wurden meist die moralischen Eigenschaften der Kämpfer wie Tapferkeit und Kameradschaft in den Mittelpunkt gerückt, mit

---

<sup>2</sup> Heeres-Sanitätsinspektion des Reichskriegsministeriums, Sanitätsbericht über das Deutsche Heer, Bd 3, S. 35 f.

<sup>3</sup> Nach diesem Muster von Begeisterung und nachfolgender Desillusionierung z.B. Ulrich, Die Desillusionierung.

<sup>4</sup> Müller, Anmerkungen zur Entwicklung, S. 419–424; Groß, Das Dogma der Beweglichkeit, S. 146 f.; vgl. auch Raths, Vom Massensturm zur Stoßtrupptaktik, S. 213 f.

<sup>5</sup> Vgl. Raths, Vom Massensturm zur Stoßtrupptaktik, S. 15 f., sowie den Hinweis von Przybilla, Vorbereitung auf den Krieg?, S. 65 f., auf Beobachtungen General Friedrich von Bernhardis, der von teilweise stark abweichenden taktischen Ausbildungskonzepten einzelner Truppenführer berichtete.

deren Einsatz sie schließlich den Sieg davontrugen<sup>6</sup>. Zwar wird gerade an den gebildeteren Menschen die gegenüber dem Deutsch-Französischen Krieg gestiegene Bedeutung der Waffentechnik nicht unbemerkt vorübergegangen sein. Doch boten auch die Zukunftsromane, die von einem künftigen Krieg handelten, mit ihren meist tapfer kämpfenden Protagonisten ähnliche Identifikationsmöglichkeiten für die Leser an – wobei sie allerdings häufig die Schrecken eines möglichen zukünftigen Krieges nicht ausblendeten<sup>7</sup>.

Die im Ersten Weltkrieg meist verdeckt schießende Artillerie und der Kampf gegen versteckte Schützen spielte innerhalb der Vorstellungen aus der Vorkriegszeit offenbar tatsächlich eine untergeordnete Rolle. Entsprechend durchkreuzten die Eindrücke der ersten Kämpfe bei einigen Turnern die Erwartungen an eine »Feuertaufe:

»Außer Straßenkampf und Überfall unseres Eisenbahnzuges noch keine Kugel sausen hören. Aber bös war's doch.« (Mensch) – »Einstweilen noch frisch und fröhlich. Gefechte bisher noch nicht mitgemacht, nur von Granaten beschossen worden, die zu kurz gingen und hinterlistig mitten in einem Dorf von den Dächern beschossen worden, worauf das Dorf in Brand geschossen wurde.« (Herzog)<sup>8</sup>

Auch zehn Jahre später fragte sich der Verfasser einer Geschichte des Hamburger IR 76 bei der Schilderung seiner ersten Gefechtseindrücke, ob »man es Feuertaufe nennen [kann], wenn am Nachmittage zwei Schrapnells über unserem Hofe krepieren und eine Kugel ein Loch in mein Fenster schlägt«? Artilleriebeschuss und Häuserkampf zählten demnach nicht als Elemente eines »richtigen« Gefechts, bei dem der Gegner erkennbar sein sollte. Gerade Schwierigkeiten, die gegnerischen Soldaten zu identifizieren, führten jedoch bald zur so genannten Franktireurpanik unter vielen Soldaten. Doch werteten bereits einige der Turner Artilleriebeschuss als »Feuertaufe« und akzeptierten damit dieses »unpersönliche«<sup>10</sup> Element des modernen Gefechts als integralen Bestandteil des Kriegsgeschehens:

»Durch Granatfeuer hierher gekommen. Bis auf einige Leute [...] alles heil. Auch mir geht's trotz des scharfen Marsches gestern gut. Das war die Feuertaufe heute. Krieg! Krieg! Die Geschütze donnern!« (E. Normann) –

<sup>6</sup> Rohkrämer, Der Militarismus, S. 141–145; vgl. auch Ziemann, Front und Heimat, S. 48 f.

<sup>7</sup> Schumann, Der brüchige Frieden, S. 132 f.

<sup>8</sup> OffzStv Mensch an die Riege, 28.8.1914, KTB, S. 23; OffzDst Herzog an die Schwester, 21.8.1914, KTB, S. 15.

<sup>9</sup> Nau, Beiträge zur Geschichte, S. 15; ebenso die Wertung bei Beltz, Das Infanterie-Regiment Herzog von Holstein, S. 10, 12.

<sup>10</sup> Jünger, In Stahlwintern, S. 9.

»Vorgestern Feuertaufe durch heftiges Artilleriefeuer erhalten. Alles wohl. Wir stießen kreuz u. quer durch Feindesland.« (Weitzenbauer)<sup>11</sup>

Und auch diejenigen, die offenbar zuvor bloßen Beschuss nicht als »Feuertaufe« gewertet hatten, schienen ihm zumindest im Nachhinein diese Bedeutung zuzugestehen, da sie keinen sonstigen Ereignissen mehr diese Wertung zukommen ließen. Demnach fanden sich die Turner relativ schnell mit der neuen, ihre Erwartungen offenbar durchkreuzenden Situation ab.

Der weitere Vormarsch durch Belgien und Frankreich brachte durch lange Märsche und große Hitze viele Soldaten an die Grenzen ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit. So legten das IR 76 zwischen dem 8. August und 6. September 1914 612 km und dessen Reserve- regiment Mitte September innerhalb von 25 Stunden 70 km Marschstrecke zurück<sup>12</sup>. Wie auch in ihren Regimentsgeschichten festgehalten<sup>13</sup>, erwähnten dabei mehrere der Turner Kameraden, die unter diesen Belastungen zusammengebrochen seien:

»Anstrengende Tage hinter uns. 2/3 der Kompanie hat schlappgemacht.« (Herzog) – »Besonders als die Chaussee durch dichten Wald führte, wo sich kein Lüftchen rührte, da haben ungefähr 70 Mann von 400 schlappgemacht, d.h. sie fallen vor Hitze um und müssen sich erst eine ganze Zeit erholen, ehe sie nachmarschieren können. Abends kommen sie dann meistens wieder an oder schließen sich an andere Regimenter an, wenn sie ihr eigenes nicht wiederfinden.« (W. Müller) – »In diesen Tagen geht es stramm zu, marschieren und nochmals marschieren, wenig Ruhe und dauernde Bereitschaft.« (O. Weidehaas)<sup>14</sup>

Keiner der Turner schrieb jedoch, dass er selbst die Belastungen nicht durchgehalten habe. Hermann Hüllmann betonte sogar, dass er die Märsche »ganz gut vertragen [konnte], während andere sehr an den Füßen zu leiden hatten«<sup>15</sup>. Nur Otto Weidehaas erwähnte, dass er angeblich »in der Hitze des Gefechts« – also nicht bei einem

<sup>11</sup> VzFw E. Normann, 12.8.1914, KTB, S. 17; Weitzenbauer an Oscar Thomas, 14.9.1914, KTB, S. 55; vgl. die nicht ganz eindeutige Wertung bei H. Hüllmann, [September–Oktober 1914], KTB, S. 40. Zur Franktireurpanik siehe auch Kap. IV, S. 182–193.

<sup>12</sup> Nau, Beiträge zur Geschichte, S. 75–78; Hanseaten im Kampf, S. 31; vgl. auch Sydow, Das Infanterie-Regiment Hamburg, S. 16.

<sup>13</sup> Beltz, Das Infanterie-Regiment Herzog von Holstein, S. 9; Nau, Beiträge zur Geschichte, S. 46.

<sup>14</sup> OffzDst Herzog an die Schwester, 21.8.1914, KTB, S. 15; Gefr W. Müller an die Schwester, 5.9.1914, KTB, S. 35; O. Weidehaas, 8.9.1914, KTB, S. 28; vgl. auch VzFw Herzog, 20.9.1914, KTB, S. 38, und VzFw E. Normann, 14.8.1914, KTB, S. 17.

<sup>15</sup> H. Hüllmann [September–Oktober 1914], KTB, S. 40.

Marsch – versprengt worden sei<sup>16</sup>. Wohl aufgrund ihres gemeinsamen Trainings in der Vorkriegszeit zählten die Turner körperliche Anstrengungen zu den Belastungen, die für einen Sportler auszuhalten sein mussten. Walter Müller, der noch in der Garnison seine Freude darüber geäußert hatte, dass ihm seine Erfahrung als Wandervogel die Strapazen des Militärdienstes erträglicher machen würde<sup>17</sup>, schränkte diese Auffassung für den Dienst im Feld nun jedoch ein:

»Wie wir hierher marschierten, dachte ich so bei mir: Die Dichter, die die herrlichen Wanderungen über Tal und Hügel besingen, haben sicher die Wanderungen nicht feldmarschmäßig gemacht mit gepacktem Tornister, 150 scharfe Patronen in der Patronentasche, Tornister, Brobeutel und allen möglichen Taschen verstaut, die Knarre auf der Schulter und die Pickelhaube auf dem schwitzenden Schädel. Dann bekommt man doch andere Gedanken. Und statt auf die Naturschönheiten, für die man nur einen flüchtigen Blick übrig hat, sind alle Sinne darauf gerichtet: Wo kommen wir hin? Wann machen wir endlich halt<sup>18</sup>?«

Neben die körperliche Belastung, die von den meisten als erträglich bezeichnet wurde, trat jedoch die für jeden der Turner neue Erfahrung von massenhaftem Tod und Verwundung. Wie auch in vielen anderen Selbstzeugnissen aus der Anfangszeit des Krieges zu finden, beschrieben sie dabei ihr anfängliches Entsetzen über den Anblick der Toten bisheriger Kämpfe<sup>19</sup>. Zunächst betraf dies nur die Konfrontation mit getöteten Gegnern oder Angehörigen fremder Truppenteile:

»Wir kamen über die Schlachtfelder. Zuerst war einem übel, nachher ist es einem einerlei.« (Herzog) – »Am Tage vorher sind wir über das erste Schlachtfeld zwischen Metz und der Grenze gekommen. Ein grausiger Anblick, doch man gewöhnt sich schnell daran. Überall lagen erschossene Franzosen, Pferde, Wagen, usw. herum. Die Verwundeten und erschossenen Deutschen waren bereits fortgeschafft.« (W. Müller)<sup>20</sup>

Ähnlich schilderte auch der Verfasser der Regimentsgeschichte des RIR 76 die erste nähere Konfrontation mit Toten im September 1914:

»Zwanzig, zum Teil bis zur Unkenntlichkeit verstümmelten Körpern [von Kameraden der eigenen Kompanie] mussten wir die Erkennungs-

<sup>16</sup> O. Weidehaas, 11.9.1914, KTB, S. 34.

<sup>17</sup> Gefr W. Müller an die Schwester, 13.8.1914, KTB, S. 5. Zu den Wandervögeln siehe Kap. II, S. 36.

<sup>18</sup> Gefr W. Müller an die Schwester, 5.9.1914, KTB, S. 35.

<sup>19</sup> Knoch, Gewalt wird zur Routine, S. 313–317.

<sup>20</sup> OffzDst Herzog an die Schwester, 21.8.1914, KTB, S. 15; Gefr W. Müller an die Schwester, 23.8.1914, KTB, S. 35.

marken und Papiere aus den zerfetzten, blutgetränkten Kleidern absuchen. – Grausig! Noch heute denke ich daran mit Schaudern<sup>21</sup>.«

Hans Herzog und Walter Müller stellten hierbei jedoch ebenso heraus, dass sie sich schnell an die Situation gewöhnt hätten und betonten damit ihre Souveränität im Umgang mit dem Tod. Spätestens nachdem die eigene Einheit in heftigere Kämpfe verwickelt wurde, thematisierten auch andere Turner das Erlebnis von Tod und Verwundung. So schrieb Ernst Normann über das erste Gefecht mit Gefallenen seines Verbandes<sup>22</sup>:

»Auf dem Wege hierher, wir liegen hier als Vorposten-Kompanie, mussten wir gestern morgen durch das feindliche Artilleriefeuer. Es war doch etwas erschütternd, als einer plötzlich in den Chausseegaben fiel und schrie, Bauchschuss. Aber vorwärts, vorwärts, anders geht's nicht. Ich war ganz am Schluss der Kompanie. 3 Leute hatten außerdem noch leichte Streifschüsse. Die ganze Sache war schließlich noch nicht so gefährlich, es kann ja noch ganz anders kommen. Man muss eben an den Spruch denken, den wir bei Onkel Karl gelesen haben. Sorg, aber sorge nicht zu viel, es kommt doch so wie Gott es will<sup>23</sup>.«

Weidehaas schilderte, wie er nach dem Beschuss durch die Artillerie eines französischen Forts<sup>24</sup> die ersten Verwundeten zu Gesicht bekam, und Kastmann beschrieb den Tod eines in seiner Nähe getroffenen Kameraden:

»Gestern sahen wir unsere ersten Verwundeten in einem Kloster. Heute Morgen sah ich unweit von uns die ersten Granaten, die uns von Lüttich her liebenswürdigerweise gesandt wurden, zerplatzen. Die Gegend ist sehr interessant + hübsch und ich bin gut zu Wege.« (O. Weidehaas) – »Wir hatten in der Kompanie dann auch nur einen Toten, der dicht in meiner Nähe fiel. Herzschuss. Ich löste mit noch einem Kameraden das Koppel und nahmen ihm das Gepäck ab, mussten ihn aber liegen lassen, weil das Feuer heftig war und wir auch mithalfen, einen schwer Verwundeten in Deckung zu bringen. Unsere Artillerie brachte endlich die feindliche Artillerie zum Schweigen.« (Kastmann)<sup>25</sup>

Deutlich wird bei den Schilderungen der noch eher verharmlosende Charakter. Die Brisanz der Situationen wurde als »nicht so gefährlich« abgemildert oder das gegnerische Feuer als »liebenswürdig« verniedlicht. Auch erschien der Tod weniger schrecklich, indem er als

<sup>21</sup> Hanseaten im Kampf, S. 55.

<sup>22</sup> Vgl. auch Beltz, Das Infanterie-Regiment Herzog von Holstein, S. 10.

<sup>23</sup> VzFw E. Normann, 13.8.1914, KTB, S. 17.

<sup>24</sup> Über den Artilleriebeschuss von Fort Pontisse vgl. Sydow, Das Infanterie-Regiment Hamburg, S. 13.

<sup>25</sup> O. Weidehaas, 10.8.1914, KTB, S. 3; ArtMt Kastmann an die Familie, 5.10.1914, KTB, S. 52.

schneller und schmerzloser »Herzschuss« oder als schicksalsgegeben dargestellt wurde.

In den folgenden Wochen und Monaten, den für die Deutschen verlustreichsten des ganzen Krieges, erhöhte sich die Intensität der Kämpfe durch meist über offenes Gelände vorgetragene Angriffe auf gegnerische Stellungen. So büßte das Regiment Ernst Normanns, das IR 85, beim Angriff auf das Dorf Tirlemont am 18. August 1914 230 Mann, unter denen auch sein Kompaniechef war, durch Tod und Verwundung ein<sup>26</sup>. Letzteren hatte er noch in der Heimat bewundernd als »Afrika-Krieger« beschrieben. Schon etwas später während einer Ruhephase nach seiner »Feuertaufe« hatte er allerdings mit Unverständnis darüber geschrieben, dass dieser »es schon kaum mehr aushalten« könne und »an den Feind« wolle, »trotzdem wir hier wirklich herrlich und in Freuden leben«<sup>27</sup>. Nun schrieb er lakonisch, dass sie ihn »leider bei Tirlemont verloren« hätten<sup>28</sup>. Fünf Tage später griff sein Regiment zusammen mit dem von Otto Weidehaas und Paul Behnke, dem IR 76, Stellungen der Briten bei Mons an. Laut der Regimentsgeschichte des IR 76 musste dieser Angriff im eigenen Gefechtsabschnitt aufgrund des »stark maskierten und vom Feinde äußerst geschickt besetzten Gelände[s]« und flankierenden Maschinengewehrfeuers jedoch schließlich abgebrochen werden<sup>29</sup>. Die dabei gesammelten Eindrücke versuchten Weidehaas und Behnke, der in dem Gefecht verwundet wurde, wiederzugeben:

»Von unserer Kompanie lagen nur 4 Gruppen im Gefecht; zur 4. Gruppe gehörte ich. Das Gewehr- und Maschinengewehrfeuer der Engländer war ein sehr heftiges und kam von 3 Seiten. Es ist ein Wunder, dass ich nicht mehr »blaue Bohnen« erhielt.« – »Es ist doch etwas Besonderes, wenn die feindl. Kugeln pfeifen.« (Behnke) – »Hinter dem Ort lagen die Engländer in dem Graben einer hochgelegenen Chaussee vollständig gedeckt. Als wir auf ihre Stellung vorgingen, wurden wir von ihren Maschinengewehren mit Geschossen buchstäblich überschüttet. Höchst eigenümliches Gefühl, es gab denn auch dort die ersten Verwundeten und Toten. Wir konnten an unserer Stelle nicht viel ausrichten. Andere Regimenter waren erfolgreicher und infolgedessen mussten auch die uns gegenüberliegenden feindlichen Abteilungen ihre Stellung räumen. Nach allgemeinem Urteil kann noch stärkeres Feuer als wir dort

<sup>26</sup> Beltz, Das Infanterie-Regiment Herzog von Holstein, S. 12–14.

<sup>27</sup> VzFw E. Normann, 14.8.1914, KTB, S. 17.

<sup>28</sup> VzFw E. Normann, 21.8.1914, KTB, S. 17. Zu diesem Kompaniechef siehe auch Kap. II, S. 34.

<sup>29</sup> Sydow, Infanterie-Regiment Hamburg, S. 18.

erhielten wohl nicht vorkommen, diese Maschinengewehre sind höchst unangenehme Waffen.« (O. Weidehaas)<sup>30</sup>

Das Bataillon von Weidehaas und Behnke zählte nach diesen Kämpfen zwar »nur« fünf Gefallene und 27 Verwundete, umso mehr jedoch das Regiment Normanns, das 190 Soldaten durch Tod oder Verwundung verlor<sup>31</sup>. Entsprechend fiel auch sein Bericht aus:

»Das war ein heißer Sonntag bei Mons, aber alles all right. Führe augenblicklich gefangene Engländer zurück. Gestern mit meinem 3ten Zuge mächtig gewirkt. Hoffentlich finde ich meine Komp. bald wieder, oder was noch nach ist<sup>32</sup>.«

Schwere Gefechte erlebte auch Karl König als Angehöriger des IR 163, das am 4. September 1914 die Festung Dendermonde (franz. Termonde) einnahm. Der Regimentsgeschichte zufolge kam es dabei im vorgelagerten Ort zu heftigen Barrikadenkämpfen, bei denen schließlich eine Artillerieeinheit zu Hilfe kam und im direkten Richten auf die gegnerischen Stellungen eine Bresche schlug<sup>33</sup>. Für König galt das Gefecht als »Feuertaufe:

»Lieber Hans, gestern erhielt ich die erste Feuertaufe bei der Erstürmung von Dendermonde, welches eine alte Festung, die jetzt notdürftig zur Verteidigung eingerichtet war. Es war ein heißer Kampf und verließ der Feind fluchtartig die Stellungen. Wir haben leider im Regiment 80 Tote und Verwundete. Unsere Artillerie hat uns treu zur Seite gestanden<sup>34</sup>.«

Kurz darauf beteiligte sich vom 16. bis 20. September 1914 auch Adolf Menschs Truppenteil, das RIR 76, bei Noyon an ersten Angriffsoperationen, deren militärische Erfolge die Regimentsgeschichte nur knapp als »teuer erkauft« bezeichnete<sup>35</sup>. Ebenso kurz waren die Bemerkungen Menschs und auch die Müllers über seine Erfahrungen:

»Am 15. stießen wir auf die ersten Franzosen. [Vom] 16. – 20. Gefechte gehabt [...] Sonst geht's gut. – »Bös ran gewesen. Unverletzt.« (Mensch) – »Hatten gestern hier ein schweres Gefecht. Schrapnells und Granaten

<sup>30</sup> Res Behnke an die Riege, 8.9.1914, KTB, S. 24, und an Paul Somogyvár, 8.9.1914, KTB, S. 23; O. Weidehaas an die Familie, 26.8.1914, KTB, S. 21.

<sup>31</sup> Beltz, Das Infanterie-Regiment Herzog von Holstein, S. 15 f.

<sup>32</sup> VzFw E. Normann, 24.8.1914, KTB, S. 17.

<sup>33</sup> Geschichte des Schleswig-Holsteinischen Infanterie-Regiments Nr. 163, S. 19 f.

<sup>34</sup> Gefr König an Hans Tiemann, 5.9.1914, KTB, S. 37. Die Regimentsgeschichte erwähnt hier allerdings nur vier Tote, 42 Verwundete und sechs Vermisste. Geschichte des Schleswig-Holsteinischen Infanterie-Regiments Nr. 163, S. 20.

<sup>35</sup> Hanseaten im Kampf, S. 33 – 39, Zitat S. 39.

platzten rund um uns, Gewehrfeuer regnete hageldicht. Bin unverwundet. (W. Müller)<sup>36</sup>

Insgesamt wurden die Darstellungen der Turner von Tod und Verwundung mit der Zeit deutlich abstrakter und nüchtern-sachlicher. Dabei betonten sie bloß die Außergewöhnlichkeit der »höchst eigen-tümlichen«, »besonderen« Erfahrung und machten Zuversicht stiftende Bemerkungen. Hierzu zählte die sachlich gehaltene Information an die Daheimgebliebenen, trotz allem körperlich unversehrt zu sein. Auffallend ist, dass eher selten die mit den Gefechten errungenen taktischen Erfolge betont wurden. Offenbar erschien dies den meisten Turnern angesichts der vielen Toten und der glücklich überstandenen Lebensgefahr zweitrangig. Wichtiger war, selbst überlebt zu haben und die Hoffnung, nicht mehr in eine derartige Situation zu gelangen, was Otto Weidehaas durch seine Feststellung ausdrückte, dass ein schwereres Maschinengewehrfeuer als das erlebte wohl nicht möglich sei. Eher am Rande erwähnt wurden die eindeutig negativen Erfahrungen, nämlich die Toten und Verwundeten.

Weitere Kämpfe brachten auch immer neue lebensbedrohliche Situationen, die angesichts der immer größer werdenden Zahl gefallener Kameraden das eigene Überleben als reinen Glücksfall erscheinen ließen. Entsprechend häuften sich die Berichte über brenzlige Situationen. Ernst Normann schrieb dabei über ein heftiges Gefecht im Dorf Chateau Thierry. In diesem hatte sein Bataillon mit einer Batterie des Feldartillerieregiments 9 Stellungen bezogen, als in der Nacht eine gegnerische Brigade, ohne mit den Deutschen zu rechnen, in den Ort marschierte. Die auf der Straße stehenden deutschen Geschütze eröffneten auf kurze Distanz das Feuer auf den Gegner, wonach ein erbitterter Häuserkampf begann<sup>37</sup>:

»Noch 2 x ist es gut gegangen wieder. Eine Bombe eines französischen Fliegers, die im Walde dicht bei uns explodierte und gestern nacht heftiges Ortsgefecht in oben benanntem Nest. Es war eine schreckliche Nacht. Auf dem Marktplatz bekamen wir von allen Seiten rasendes Gewehrfeuer. Nachher waren wir im Amtsgerichtshause. Hier retteten uns 2 Geschütze der 9er Artillerie, die sich einfach glänzend benahmen<sup>38</sup>.«

Auffällig ähnlich waren die Schilderungen über durchgestandenes Artilleriefeuer:

»Schrapnells und Granaten sausten über uns und schlugen vor und hinter uns ein. Ein Schrapnell schlug 1 m vor mir ein, beschädigte mich aber

<sup>36</sup> OffzStv Mensch an die Riege, 23.9.1914, KTB, S. 39, und 30.9.1914, KTB, S. 44; Gefr W. Müller an die Schwester, 26.8.1914, KTB, S. 35.

<sup>37</sup> Beltz, Das Infanterie-Regiment Herzog von Holstein, S. 18.

<sup>38</sup> VzFw E. Normann an die Familie, 3.9.1914, KTB, S. 45.

nicht weiter.« (W. Müller) – »Wir hatten auch einen heißen Tag im Schrapnellfeuer. Hab die Kugeln in die Tasche gesteckt und bringe sie Dir mit.« (Kastmann) – »Bei Esternay gab's wieder was, aber es ist auch wieder gutgegangen; trotzdem im heftigsten Artilleriefeuer auch eine Granatkugel an meinen Hals flog, glücklicherweise hatte sie aber keine große Kraft mehr.« (E. Normann)<sup>39</sup>

So berichteten die Verfasser, wie sie insbesondere das in der Tat meist wenig wirkungsvolle Schrapnellfeuer<sup>40</sup> glücklich überstanden hatten. Gleichzeitig wurde hiermit jedoch die große Gefahr deutlich, der sie stets ausgesetzt waren.

Dementsprechend erwähnten spätestens ab September 1914 immer mehr Turner, dass viele Angehörige der eigenen Einheit schon gefallen waren. Allerdings thematisierten sie hierbei nicht die Konsequenzen, die der massenhafte Tod für den eigenen Gemütszustand oder für das gerade erst gewachsene soziale Gefüge der Kompanie hatte. Wie in vielen anderen Feldpostbriefen der Zeit zu finden<sup>41</sup>, nutzten sie stattdessen die militärische Terminologie, die ›Verluste‹ als reine Abgänge nicht mehr kampffähiger Soldaten – also auch Verwundeter, Vermisster, usw. – von der Stärke der militärischen (Teil-) Einheit oder des Verbandes bezeichnete. Hiermit vermochten sich die Schreiber emotional vom Tod zu distanzieren. Besonders deutlich wird dies, wenn noch nicht einmal die individuelle Anzahl der zu den ›Verlusten‹ gerechneten Soldaten genannt wurde, sondern nur der Prozentsatz, den diese von ihrer Einheit oder ihrem Verband ausmachten:

»Viel Verluste [...] Unser Bataillon 10 %.« (Kastmann) – »Einen nächtlichen Angriff hatten wir auch abzuweisen und stundenlang haben wir im heftigsten feindlichen Artilleriefeuer gelegen; trotzdem nur einen Toten und 4 Verwundete. Immerhin ist die Kompanie schon auf weniger als die Hälfte zusammengeschmolzen.« (E. Normann) – »Unser Bataillon hat schon starke Offiziersverluste. Wir haben schon 2 Hauptleute, 3 Leutnants, 3 Offizierstellvertreter, 5 Vizefeldwebel verloren. Kompanien

<sup>39</sup> Gefr W. Müller, 30.8.1914, KTB, S. 26; ArtMt Kastmann, 26.9.1914, KTB, S. 44; VzFw E. Normann an die Familie, 9.9.1914, KTB, S. 45; vgl. auch VzFw Herzog an die Schwestern, 28.10.1914, KTB, S. 58; Gefr W. Müller an die Schwester, 28.8.1914, KTB, S. 35, und an die Riege, 7.10.1914, KTB, S. 56; VzFw Herzog, [September-Oktober 1914], KTB, S. 57, und 15.10.1914, KTB, S. 58, sowie den Bericht über die eigene Verschüttung bei VzFw E. Normann an die Familie, 16.9.1914, KTB, S. 45.

<sup>40</sup> Linnenkohl, Vom Einzelschuß zur Feuerwalze, S. 174.

<sup>41</sup> In den von Latzel, Deutsche Soldaten, S. 254 f., ausgewerteten Briefen aus dem Ersten Weltkrieg fand sich der Begriff ›Verluste‹ am häufigsten als Bezeichnung für Gefallene der eigenen oder gegnerischen Seite.

bestehen anstatt aus 230 Mann nur mehr aus 130–150 Mann. Bataillone, die 1000 Mann zählen sollten, haben in unserer Brigade kaum die Hälfte. Es kommen hierbei nicht nur Tote und Verwundete, sondern auch durch Krankheit untaugliche und Vermisste hinzu.« (Herzog)<sup>42</sup>

Spätestens im Oktober 1914 hatte für alle der eingezogenen Turner der Stellungskrieg begonnen<sup>43</sup>. Dem größeren Schutz durch Schützengräben und Unterstände stand dabei aber gleichzeitig eine größere Konzentration der gegnerischen Artillerie auf die eigenen Stellungen gegenüber. Hinzu kamen durch den engen Raum bedingte schlechtere hygienische Verhältnisse sowie die größere Witterungsabhängigkeit im bei Regen schnell verschlammten oder gar buchstäblich volllauenden Schützengräben, worüber sich mannigfache Beschreibungen der Turner finden lassen. Zwar hatten sie auch die Schrecken des Bewegungskriegs geschildert, jedoch schrieben sie zu der Zeit fast nie, froh darüber zu sein, nicht an einem Kampfeinsatz teilnehmen zu müssen. Dies änderte sich in den Darstellungen einiger Turner ab Oktober:

»Wir aßen gerade zu Mittag, als der Befehl zum Abrücken kam. Große Bestürzung! Wir sollten jedoch nur einen Schützengraben ausheben. Na, das ging ja noch!« (Herzog) – »Das Maschinengewehrfeuer und Schützenfeuer hat jetzt wieder angefangen und es fällt nur ab und zu ein Kanonenschuss. Hoffentlich bleibt es die Nacht über ruhig, damit wir nicht rausmüssen.« (Kastmann) – »Wir haben hier sonst eine recht günstige Lage, wie der Major sagt. Besser als die 17te Division. Wir liegen gerade im Dreieck. Geht es links vor, bleiben wir liegen, und wenn es rechts weitergeht, ebenfalls.« (E. Normann)<sup>44</sup>

Und auch Hermann Hüllmann, der als Küstenartillerist noch seine Ungeduld und seinen Wunsch, wenigstens als Infanterist an den »erfolgreichen« Kämpfen im Westen teilzunehmen geäußert hatte,

<sup>42</sup> ArtMt Kastmann an die Familie, 5.10.1914, KTB, S. 52; VzFw E. Normann an die Familie, 16.9.1914, KTB, S. 45; VzFw Herzog an die Schwester, 28.10.1914, KTB, S. 58; vgl. auch Gefr W. Müller, 3.9.1914, KTB, S. 26, und Gefr W. Müller, 30.8.1914, KTB, S. 26.

<sup>43</sup> Lt. der Regimentsgeschichten begann für das IR 76 die Zeit des dauerhaften Stellungskrieges Mitte September 1914, für dessen RIR am 20.9.1914, für das IR 85 ab dem 8.10., für das RIR 84 ab dem 11.10. und im Falle des IR 163 einen Tag später. Hanseaten im Kampf, S. 56; Beltz, Infanterie-Regiment Herzog von Holstein, S. 28; Das Königlich Preußische Reserve-Infanterie-Regiment 84, S. 26; Geschichte des Schleswig-Holsteinischen Infanterie-Regiments Nr. 163, S. 44 f.; Sydow, Infanterie-Regiment Hamburg, S. 28.

<sup>44</sup> VzFw Herzog, 14.12.[1914]; ArtMt Kastmann an die Familie, 5.10.1914, KTB, S. 52; VzFw E. Normann an die Familie, 16.11.1914, KTB, S. 79.

beklagte nun als Angehöriger der mittlerweile in den Kämpfen eingesetzten Marinedivision das Gegenteil:

»Ob wir dort Geschütze bekommen, ist noch sehr fraglich, leider wird man uns wohl noch weiter als Infanterie verwenden. Ich wäre viel lieber Artillerist, aber man kann ja nichts dagegen machen, und wir werden es auch wohl als Infanteristen aushalten<sup>45</sup>.«

Schreiben, in denen der Frieden – ohne explizit die Vorbedingung eines Sieges zu nennen – herbeigesehnt wurde, blieben zwar deutlich in der Minderheit, kamen jedoch im November immerhin vor. Aufällig ist hierbei, dass diese mehrheitlich gegenüber den im sogenannten Knüttverein organisierten jungen Frauen gemacht wurden. Dies war die wohl eher scherhaft gemeinte Selbstbezeichnung eines Kreises, zu dem sich junge Frauen für Strickarbeiten (knütteln = stricken) zusammenfanden und an den viele der Turner schrieben. Es fanden sich darin mehrere Schwestern von Riegenmitgliedern und zumindest einige der Frauen waren offenbar selbst Turnerinnen – was in der HT 16 keine Seltenheit war<sup>46</sup>. Daran wird das vorherrschende Geschlechterbild deutlich, das der Frau einen friedliebenderen Charakter zuwies als dem potenziell kriegerischen Mann<sup>47</sup>. Demnach schien es offenbar angemessener, Friedenswünsche in erster Linie gegenüber weiblichen Adressaten zu betonen, die hierfür mehr Verständnis hätten:

»Das Weihnachtsfest ist für mich ganz gemütlich verlaufen, aber hoffentlich ist am nächsten Weihnachtstag wieder Frieden auf Erden.« (K. Hüllmann) – »Es geht mir bis jetzt noch gut, wäre Ihnen aber doch dankbar, wenn Sie von dort Friedensverhandlungen anknüpfen würden, da ich Sie alle gern mal wiedersehen würde.« (Mensch) – »Der Kampf steht; wir können nicht vorwärts, alles haben die Franzosen überschwemmt. Eine Division, die schon weiter vor war, musste zurück, da die Schleusen vom Feind plötzlich geöffnet wurden und beinahe der Rückzug abgeschnitten wurde. Nasse Füße und Schnupfen holt man sich hier. Hoffentlich dauert es nicht mehr lange.« (Herzog)<sup>48</sup>

<sup>45</sup> H. Hüllmann, 21.10.1914, KTB, S. 53. Zu den Verwendungswünschen Hüllmanns vorher siehe Kap. II, S. 39 f.

<sup>46</sup> Die HT 16 zählte zu den Turnvereinen, die schon früh Frauen zugelassen hatten. Laut dem Gutachten der Politischen Polizei vom 20.7.1916 gehörten neben 1962 Männern immerhin 504 Frauen der HT 16 an. Unter den Heranwachsenden war das Verhältnis sogar 691 Jungen zu 550 Mädchen. 331-3 Politische Polizei, S 2709-16.

<sup>47</sup> Mosse, Das Bild des Mannes, S. 18–20.

<sup>48</sup> San K. Hüllmann an Knüttverein, 26.12.1914, 3; OffzStv Mensch an Knüttverein, 6.11.1914, 3; VzFw Herzog, 3.11.1914, KTB, S. 59.

Angesichts des veränderten Kriegsbildes schrieb Herzog erbittert über die in der Heimat dominierenden Deutungsangebote, indem er seine eigenen Erwartungen mit den von ihm gemachten Erfahrungen kontrastierte:

»Es liest sich schön in der Zeitung von der großen Zeit der Erhebung. Die Herren sollten erstmal ein Schlachtfeld an der Yser besichtigen, dann würden sie anders sprechen. Es ist kein Krieg nach unserer militärischen Anschauung, sondern nur mehr ein Morden und Würgen, kein ehrlicher Kampf gegen Soldaten, wir müssen mit Messerhelden, Hinterhalt und Tücke kämpfen, mit Menschen die keine Menschen mehr sind. Nur das Pflichtgefühl und der Gedanke, dass man siegen muss, hält einen aufrecht<sup>49</sup>.«

Mit seinem wütenden Schreiben richtete er sich also gegen das seiner Meinung nach von einigen »Herren« in der Heimat verbreitete Bild vom modernen Krieg als etwas Erhabenem. Diese Vorstellung sei jedoch durch die nicht »unserer militärischen Anschauung« entsprechende Kampfesweise ad absurdum geführt. Da er davon sprach, »mit Messerhelden, Hinterhalt und Tücke« zu kämpfen, bleibt unklar, ob er sagen wollte, dass er und seine Kameraden dagegen oder sie selbst unter Verwendung solcher Kampfesweisen versuchten, den Gegner zu besiegen. Da er die Schilderung in den Kontext der Schlacht von Ypern stellte, ist zumindest unwahrscheinlich, dass er damit bewaffnete Zivilisten meinte. Vielmehr wird er versucht haben, den Charakter des Stellungskriegs zu schildern, in dem beide Seiten rückischer Kampfesweisen anwendeten. Denn da sich die Gegner im Grabenkrieg noch seltener als während des Bewegungskrieges sahen, versuchten sie stattdessen, mit Steilfeuerwaffen und Handgranaten oder als kaum sichtbare Scharfschützen die gegnerischen Soldaten, sobald sich diese zeigten oder den Ort ihrer Anwesenheit verrieten, zu töten<sup>50</sup>. Demnach siegte derjenige, der die »hinterhältigere« Stellung gewählt oder einfach das Glück hatte, zur rechten Zeit am rechten Ort zu sein, während der Mutige beim Verlassen der Deckung eher getötet wurde. Dieses Kriegsbild ließ also in der Tat wenig Raum zur Heroisierung<sup>51</sup>.

Dennoch ist Herzogs Schreiben letzten Endes keine Kritik am Krieg an sich oder an den Entscheidungen der politischen Führung Deutschlands, sondern nur an dessen verharmloser Darstellung

<sup>49</sup> VzFw Herzog an W. Weidehaas, 23.11.1914.

<sup>50</sup> Vgl. hierzu Ashworth, Trench Warfare, S. 57–70.

<sup>51</sup> Bartov, Man and the Mass, S. 105.

durch Unwissende in der Heimat. Diese hätten durch die Beschönigung des Krieges den Preis unterschätzt, den die in ihm kämpfenden Soldaten zahlen müssten. Tatsächlich sei das von Soldaten wie Herzog zu bringende Opfer – und damit wohl auch die verdiente Anerkennung – viel höher, was allerdings nichts an seiner Bereitschaft ändere, aus »Pflichtgefühl und für den notwendigen Sieg weiterzukämpfen. Wie Hans Tiemann und Walter Müller zu einem späteren Zeitpunkt<sup>52</sup>, so konstruiert auch Herzog hier einen Antagonismus zwischen dem in der Heimat ›hinterm warmen Ofen‹ verbliebenen Mann, der große patriotische Reden schwingt, und dem im Schützengraben stehenden Frontkämpfer, der sein Leben riskiert und entsprechende Anerkennung verdient hätte.

Insgesamt blieb aber die Schilderung positiv besetzter Ereignisse, wie die Eroberung gegnerischer Städte, vorherrschend. Hierzu zählte der Einmarsch der Marinedivision in das eroberte Antwerpen am 11. Oktober 1914<sup>53</sup>. Hermann Hüllmann und Otto Kastmann, die daran teilnahmen – Edmund Weitzenbauer war davon aufgrund einer Verwundung ausgeschlossen –, schrieben anlässlich dieses Erlebnisses stolz an die Riege:

»Der Riege von dem Bezwinger der Festung Antwerpen.« (Kastmann) – »Gestern haben wir unseren Einzug in Antwerpen gehalten, wo Weitzenbauer so sehr gerne mitmachen wollte.« (H. Hüllmann)<sup>54</sup>

An der Belagerung der Stadt hatte sich auch die 4. Ersatzdivision von Hans Herzog und Walter Müller beteiligt, allerdings marschierte sie nicht mit ein, was beide enttäuscht nach Hause berichteten. Umso größer sei die Freude gewesen, als sie schließlich beim Einmarsch in das ebenfalls eroberte Gent dabei sein konnten:

»Von Antwerpen haben wir leider nichts zu sehen bekommen; 10 Tage lagen wir damals im Schützengraben, haben gehungert, gefroren und den Granatenhagel über uns ergehen lassen. Wir mussten damals gleich weiter nach Gent, wo wir mit Musik und aufgepflanztem Seitengewehr einmarschierten.« – »Heute in Gent als Sieger einmarschiert. Bevölkerung stumm und kalt. Endlich mal etwas vom Kriege gehabt.« (Herzog) – »Hoffentlich sind wir diesmal beim Einzug dabei; bei Antwerpen mussten wir ja vorher weg, um den Gegner zu verfolgen.« – »Gestern ist Gent uns ohne Schwerstreich übergeben. Wir sitzen jetzt dem Feind auf dem

<sup>52</sup> Siehe Kap. II, S. 79 f.

<sup>53</sup> Der Weltkrieg 1914–1918. Der Herbstfeldzug 1914, S. 608, 612.

<sup>54</sup> ArtMt Kastmann an die Riege, 13.10.1914, KTB, S. 60; H. Hüllmann an die Riege, 12.10.1914.

Nacken. Der Einzug in Gent mit aufgepflanztem Seitengewehr war ein erhebendes Erlebnis.« (W. Müller)<sup>55</sup>

Der Einmarsch in eine eroberte Stadt erschien in diesen Darstellungen wie eine Belohnung für die zuvor durchgestandenen Strapazen. Dementsprechend wurde dieser Moment im Falle Antwerpens auch noch in einer Geschichte des Marinekorps als »unvergesslich« bezeichnet<sup>56</sup>. Die Turner konnten sich hierbei der Bevölkerung als Sieger präsentieren, was sie durch die »aufgepflanzten Seitengewehre« noch unterstrichen. Die Nachricht von der Eroberung einer Festung war zudem eine Erfolgsmeldung an die Heimat, der sie hiermit ein konkretes Ergebnis der eigenen Anstrengungen nennen konnten. Mit vergleichbarem Stolz verwiesen sie auf das Lob von Vorgesetzten, mit dem sich die eigenen Leistungen belegen ließen:

»Der Oberst und der General sprachen uns heute morgen ihre Anerkennung aus. I/85 ist immer vorweg.« (E. Normann) – »Unsere Marine-Division ist am weitesten von der ganzen Belagerungssarmee vorgerückt, und hat hier das tapfere Verhalten eine Anerkennung des Oberstkommandierenden [sic!] erhalten, der S.M. hierüber einen Vortrag halten will.« (H. Hüllmann)<sup>57</sup>

Kastmann schickte kurz darauf eine Abschrift des Tagesbefehls General von Beselers nach Hause. In diesem dankte Wilhelm II. den »unvergleichlichen Truppen« und sprach seine »wärmste Anerkennung« dafür aus, »eine der größten und stärksten Festungen der Welt in kurzer Zeit bezwungen zu haben<sup>58</sup>.

So dominierte auch in den Schreiben der übrigen Turner, die sich zum Jahresende 1914 zur Frage der Kriegsbeendigung äußerten, bei gleichzeitigem Friedenswunsch der Topos des Siegfriedens:

»Den Wunsch nach Frieden haben wir ebenso sehnlich wie ihr daheim, aber – das hörst Du überall – nicht eher als bis England gedemütigt ist.« (W. Müller) – »Können wir denn am Ende dieses Kriegs ein Siegesfest veranstalten, das gleichzeitig eine wahre Freude sein kann, an dem alle [lieben] Freunde teilnehmen.« (Lamersdorf) – »Hoffentlich können wir im neuen Jahr ein solches Wiedersehen feiern! Es ist hier an der Küste

<sup>55</sup> VzFw Herzog an die Schwestern, 28.10.1914, KTB, S. 58, und 12.10.1914, KTB, S. 57; Gefr W. Müller an die Schwestern, 11.10.1914, KTB, S. 71, und 13.10.1914, KTB, S. 56; vgl. auch Gefr W. Müller an die Schwestern, 12.10.1914, KTB, S. 71.

<sup>56</sup> Das Marinekorps, S. 42.

<sup>57</sup> VzFw Normann an die Familie, 3.9.1914, KTB, S. 45; H. Hüllmann, 5.10.1914, KTB, S. 46.

<sup>58</sup> ArtMt Kastmann, 22.10.1914, KTB, S. 61.

schon so viel Blut geflossen, dass ein baldiges Ende zu wünschen ist – aber das Ende muss sein: ein endgültiger Sieg Deutschlands.« (Kastmann)<sup>59</sup>

Am stärksten bekräftigte hierbei Hermann Hüllmann seine Bereitschaft, um jeden Preis zu einem siegreichen Ausgang des Krieges beitragen zu wollen:

»Hoffentlich können wir bald zu Hause ein frohes Wiedersehen feiern, das uns für alles entschädigen soll. Man muss sich gegenseitig zurufen: ›Kopf hoch, alles muss ein Ende haben, und wenn der Krieg noch größere Opfer an Freunden und Bekannten fordern sollte, so hat das alles nicht so sehr viel zu bedeuten, wenn nur unser liebes Vaterland siegreich aus diesem Kriege hervorgeht. Wenn man hier im Felde Posten steht, so hat man so recht Zeit darüber nachzudenken, wie gering doch der Wert des einzelnen Lebens ist, die Hauptsache bleibt immer, dass der Strom der Feinde aus unserem Vaterland zurückgehalten wird.« (H. Hüllmann)

Offenbar sahen sich diese Schreiber mit einer implizit oder explizit von den Ansprechpartnern in der Heimat gestellten Gretchenfrage nach dem Weg zur Beendigung des Krieges konfrontiert. Sie beantworteten sie, indem sie die offiziellen Deutungsangebote nutzten. Auch wenn bis 1916 öffentliche Diskussionen, die sich um konkrete Kriegsziele drehten, verboten waren, so bestand doch kaum ein Zweifel, dass die offizielle Linie einen Sieg propagierte<sup>61</sup>. Die Turner gaben daher die Argumente wieder, nach denen der Sieg etwa deshalb erreicht werden müsse, um die Heimat vom Gegner freizuhalten, die bisherigen Opfer zu rechtfertigen oder um den Hauptgegner »England« auszuschalten. Inwiefern diese Aussagen aufrichtig oder nur vorgeschoben waren, um nicht »unpatriotisch« zu erscheinen, bleibt Spekulation. Jedoch wird immerhin die Wirkungsmacht dieser Deutungsangebote deutlich, die sich anlässlich eines festlichen Zeitpunktes – dem Weihnachtsfest und Jahreswechsel – zumindest bei denjenigen voll entfalten konnte, die auf die Siegfriedenfrage eingingen<sup>62</sup>. Es sollte jedoch nicht außer Acht gelassen werden, dass zwei dieser Schreiber, Otto Kastmann und Hermann Hüllmann, sich zu diesem

<sup>59</sup> Uffz W. Müller an W. Weidehaas, 17.12.1914; OffzStv Lamersdorf, 12.11.1914, KTB, S. 64; ArtMt Kastmann an die Eltern und Schwestern, 31.12.1914, KTB, S. 84.

<sup>60</sup> H. Hüllmann an die Familie, 16.12.1914.

<sup>61</sup> Lipp, Meinungslenkung im Krieg, S. 174.

<sup>62</sup> Unter den von Latzel, Deutsche Soldaten, S. 292, untersuchten Briefen aus dem Ersten Weltkrieg finden sich von 17 Schreibern vier, die sich zu dieser Zeit für einen Siegfrieden aussprachen. Er erwähnt jedoch nicht, ob die übrigen diese Frage überhaupt thematisiert haben.

Zeitpunkt kaum in Lebensgefahr befanden<sup>63</sup>. Dies gilt insbesondere für Hüllmann, der mit seiner Opferrhetorik die radikalste Deutung vertrat.

Insgesamt wird deutlich, dass die Turner – wie der Großteil der Soldaten – mit einem Kriegsbild in Belgien und Frankreich einmarschiert waren, das durch ihre späteren Erlebnisse nicht bestätigt wurde<sup>64</sup>. Insbesondere habe die eher von technischen Mitteln und großen Kampfentfernungen geprägte Auseinandersetzung keinen ritterlichen Charakter gehabt. Dennoch weist wenig darauf hin, dass die Mehrheit der Turner Ende 1914 vollkommen desillusioniert gewesen sei<sup>65</sup>. Die Erwartungen an einen heroischen, wenig grausamen und vor allem schnellen Krieg war bei den meisten durch das Erlebte ganz sicher enttäuscht worden, trotzdem war es ihnen möglich, noch überwiegend positive Deutungen aufrecht zu erhalten und ihr Pflichtbewusstsein zu betonen.

## 2. Der erstarrte Krieg

Nachdem der Stellungskrieg schließlich zur Regel geworden war, bildete sich bald die Praxis heraus, Truppenteile nur wenige Tage – im günstigsten Fall zwei, häufiger fünf bis sieben – in der vordersten Linie der Schützengräben und danach für dieselbe Dauer in den Reservestellungen unmittelbar dahinter einzusetzen. Darauf folgend wurden sie für einige Tage in einem Ruheraum hinter der Front belassen, wonach sich der Turnus wiederholte. Während tagsüber in den Gräben kaum Aktivitäten stattfanden, mussten die Soldaten nachts die erste Linie voll besetzen, auf Horchposten gehen sowie Stellungen ausbessern<sup>66</sup>. Von den bei fast allen Turnern zu findenden Beschreibungen dieses Tagesablaufs gab Gustav Eymann die ausführlichste, die daher hier beispielhaft wiedergegeben werden soll:

»Wir sind immer 2 Tage in vorderster Linie, dann 2 Tage in Reservestellung, worauf 2 Tage in Ruhe in Avions bei Lens [folgen]. Die Quartiere sind hier famos, die Reservestellung geht, da *leidliche* Unterstände, aber

<sup>63</sup> Kastmann war Schreiber seines allerdings noch an Kämpfen beteiligten Bataillons und Hüllmann versah einen selbst als sehr ruhig beschriebenen Garnisonsdienst an der belgischen Küste. Vgl. auch Das Marinekorps, S. 42, 44.

<sup>64</sup> Vgl. Ziemann, German Soldiers, S. 254; Knoch, Gewalt wird zur Routine, S. 320.

<sup>65</sup> So auch Watson, »For Kaiser and Reich«, S. 64.

<sup>66</sup> Vgl. zur Charakterisierung des Frontalltags Ziemann, Front und Heimat, S. 77–79; Watson, Enduring the Great War, S. 19–22.

dann ...! In der vordersten Linie haben wir 2 dicht hintereinander befindliche Gräben. 24 Stunden sind wir in dem 2. Graben als Arbeitskommando, die zweiten 24 Stunden nach vorne spähend in dem 1. Graben. Nachts, d.h. von ungefähr 6<sup>00</sup> - 7<sup>30</sup> mgs., steht in dem 1. Graben alles vor der Scharte, tagsüber dürfen Vereinzelte schlafen, in ein Loch oder irgend eine Ecke gedrückt. Die augenblicklich stockdusteren Nächte sind taghell durch die unaufhörlich steigenden Leuchtraketen, dazu das ununterbrochene schaurige Konzert der Artillerie. Während der 48 Stunden, die wir vorne waren, regnete es *ununterbrochen* so eben weg, sodass bald alles total durchnässt war. Der Graben stürzte an vielen Stellen ein, wodurch viele bis über die Knie in dem Lehm saßen. Zum Essen guten Appetit! Warmes Essen usw. kann wegen des unaufhörlichen Art. Feuers nicht rankommen, also erhält jeder ein Brot, 1 Fleischdose und außer der mit Kaffee gefüllten Feldflasche noch eine andere mit Kaffee gefüllt. Unser Anzug: Gewehr, Mütze, Mantel + Zeltbahn mit Kochgeschirr gerollt als Sturmgepäck, Sandsack mit Lebensmitteln gefüllt; jeder hat eine zusammengeschusterte Hose, entweder aus Sandsäcken oder alten Zeltbahnen hergestellt. Frei ist der Bursch<sup>67</sup>!«

An Gefahren drohten den Soldaten hierbei gegnerische Scharfschützen, die aus der Deckung auftauchende Gegner beschossen, sowie das ab und zu einsetzende Artilleriefeuer der Gegenseite und selbst auszuführende oder abzuwehrende gegnerische Patrouillengänge in Richtung des jeweiligen Grabens. Außer in den Materialschlachten, in denen bis zu Hunderttausende ums Leben kamen und Ablösungen seltener waren, ermöglichen diese an ruhigeren Abschnitten vorzufindenden »Rhythmen des Frontalltags« eine zeitliche Eingrenzung der Lebensgefahr und eine auch im zivilen Arbeitsalltag zu findende Routine<sup>68</sup>.

Dieser hier skizzierte Frontalltag war aufgrund der ständigen Wiederholungen und mitunter nur mit Abwarten verbrachten Zeitschnitte also im besten Falle langweilig, wie viele der Turner beklagten, und im schlimmsten nervlich höchst anspannend, da mit großer Lebensgefahr verbunden. Während intensiverer Kämpfe steigerte sich sowohl die Lebensbedrohung als auch das Ausmaß der sonstigen Strapazen noch, was die Deutung des Kriegsdienstes und den Antrieb für das eigene »Durchhalten« freilich beeinflusste, wie im Folgenden gezeigt wird. So gut wie jeder der Turner äußerte irgendwann einmal seine Sehnsucht nach Frieden und damit nach einem Ende des Kriegsdienstes, andererseits betonten aber die meisten immer wieder

<sup>67</sup> Lt Eylmann an W. Weidehaas, 3.11.1915 (Hervorhebungen im Original).

<sup>68</sup> Ziemann, Front und Heimat, S. 76, 78 f.

---

ihre Kampfbereitschaft, weswegen auch nach dem Verhältnis beider Positionen zueinander zu fragen ist<sup>69</sup>.

*a) Kampfbereitschaft*

*Gefechte und Nervenkrieg*

Bei den nach 1914 eingezogenen Turnern finden sich kurz nach Ende ihrer Ausbildung stärker voneinander abweichende Äußerungen über die bevorstehenden Kämpfe. Von eindeutig positiven Erwartungen schrieb nur Kurt Hüllmann, während Hans Müllers Mitteilung ambivalent blieb, da er einerseits seinen Unwillen bekundete, in ein Gefecht zu geraten, andererseits aber für diesen Fall seine Kampfbereitschaft betonte:

»Von Hamdorf hörte ich, dass Wulf gleich in ein Regiment gekommen sei, der hat dann ja mehr Glück gehabt als ich. Ist Wulf denn schon an der Front? Hoffentlich dauert es mit uns auch nicht mehr so lange. Bis jetzt wollten sie uns noch nicht rauslassen, aber nun sind nur noch einige ältere Leute als wir hier + da müssen sie uns schließlich doch nehmen.« (K. Hüllmann) – »Na, wir können ja noch ganz zufrieden sein. Denn Gefechte haben wir noch nicht mitgemacht. Habe auch kein Verlangen danach. Aber wenn es sein muss, gehe ich mit, um unser Vaterland zu schützen und jede Kugel trifft ja nicht, was man auf Posten auch hier merkt.« (H. Müller)<sup>70</sup>

Die Übrigen schrieben nur unbestimmt oder sogar negativ über das Erwartete:

»Jetzt sind wir endlich bei den Russen. Heute noch geht's in Stellung hier 42 Tage in den Schützengräben, 4-500 m vom Feind entfernt, der dauernd rüberknallt.« (Tiemann) – »Nun habe auch ich das Leben im Felde kennengelernt und über mir das Sausen der Granaten gehört. Man gewöhnt sich mit der Zeit daran. Im Gefecht selbst bin ich noch nicht gewesen, aber ich glaube, lange wird es nicht mehr dauern!!!« (M. Chassel) – »Ja, wer hätte das gedacht, dass ich so schnell ins Feld komme. Es gehen hier jetzt viele Transporte ab. Hoffentlich komme ich nicht nach dem Westen.« (F. Weidehaas)<sup>71</sup>

---

<sup>69</sup> Vgl. mit ähnlicher Prämissse Lipp, Friedenssehnsucht und Durchhaltebereitschaft.

<sup>70</sup> MusK. Hüllmann an W. Weidehaas, 13.8.1916; ErsRes H. Müller an die Riege, 31.7.1915; vgl. auch K. Hüllmann an W. Weidehaas, 14.8.1916.

<sup>71</sup> Gren Tiemann an W. Weidehaas, 8.5.1915; Inf M. Chassel an W. Weidehaas, 27.4.1915; LStm F. Weidehaas an die Familie, 11.10.1917.

Diejenigen, die ihre ersten Erfahrungen aus den Kämpfen mitteilten, beschrieben diese einhellig als schrecklich oder zumindest euphemistisch als »eigenartiges Gefühl«:

»An den 11/6 werd ich noch oft denken; ich hab da gleich alle Schrecken des Krieges kennengelernt [...] Mein lieber Nebenmann schlief anscheinend schon ziemlich lange und als ich ihn anstieß, sah ich, dass er einen Querschläger durch den Kopf hatte. Der Kamerad zur Rechten hatte ebenfalls Kopfschuss und der dritte jammerte mit einem Oberschenkel-Querschläger, der aber immerhin noch als „Heimatschuss“ bezeichnet werden konnte.« (Tiemann) – »Was ich in den letzten Tagen der Offensive erlebt habe, lässt sich nicht zu Papier bringen. Die Ohren dröhnen wenn ich daran denken muss. Der 1. u. 2. Mai waren Tage, an die man sein Leben lang denken wird.« (M. Chassel) – »Geriet gestern in russ. Granatfeuer. Unmittelbar vor mir (20 Schritt) schlugen 2 Granaten ein, sie sollten mich nicht treffen. Es ist doch ein eigenartiges Gefühl, wenn die Dinger so angesaut kommen.« (Somogyvár)<sup>72</sup>

Dennoch äußerte keiner von ihnen, dass er nun nicht mehr zum Kämpfen bereit sei. Am deutlichsten wird dies an der drastischen Schilderung von Arnold Schwencke:

»Nachdem man mir in Gent den Parademarsch u. den Präsentiergriff beigebracht hatte, ging es weiter an die Front. Das ist hier ein ganz interessantes Vagabundenleben. Aber Kinder, alle Hochachtung vor denen, die monatlang dieses nervenzerrüttende Theater mitmachen. Es ist ja direkt Wahnsinn. Kein rechter Kampf, nur sinnloses Morden! Und doch bin ich unendlich froh, mitmachen zu dürfen; erst jetzt lernt man so recht tief die Segnungen des Friedens schätzen. Nachts müssen wir, falls wir nicht vorn an der Blende stehen, Pionierdienste leisten. Uha, pfeift es, saust das dann bei einem herum!«<sup>73</sup>

Wie zuvor Herzog, sprach er von »Wahnsinn« und »Morden«, fügte jedoch hinzu, dass er trotzdem »froh« sei, »mitmachen zu dürfen«, da er hierdurch erst die Vorzüge des Friedens schätzen lernen würde.

Auch die weiteren Gefechte schilderten mehrere der Turner ziemlich unverblümt, selbst wenn der eigene Verband hohe Verluste zu beklagen hatte. Die Darstellungsweise variierte dabei jedoch stark. So beschrieben Walter Müller und Paul Somogyvár in den ersten beiden Kriegsjahren eher distanziert die Anzahl der Toten, Verwundeten und Vermissten ihrer Truppenteile in zwei Gefechten und betonten ihre Zuversicht für die Zukunft:

<sup>72</sup> Gren Tiemann an W. Weidehaas, 17.6.1915; Zitat Inf M. Chassel an die Familie, in Brief Lotti Chassel an W. Weidehaas, 19.5.1915; Uffz Somogyvár an die Familie, 20.2.1915; vgl. auch Lt Ahrens an W. Weidehaas, 13.9.1916.

<sup>73</sup> LStm Schwencke an W. Weidehaas, 1.7.1915. Siehe hierzu auch die Äußerungen Herzogs auf S. 97.

»Unser Bataillon hat schwer gelitten. Fast die Hälfte ist verwundet und vermisst. Bei der feindlichen Übermacht kein Wunder. Nach den Aussagen der Gefangenen standen uns 6 Bataillone gegenüber. Wenn auch durch unsern Angriff kein praktischer Erfolg erzielt ist, so ist der moralische Erfolg ein sehr großer, denn seit der Franzmann uns so dicht vor sich gesehen hat, hat er keine rechte Ruhe mehr und seine Angriffe haben keine rechte Stoßkraft.« (W. Müller) – »Dieser Tage war der Kampf hier wieder recht lebhaft. Einige Höhen vor K. haben wir genommen. Der Kampf war schwer; auch unsere Verluste sind nicht gering. Augenblicklich ist es ja überall furchtbar ruhig; ich glaube das ist wieder mal die Ruhe vor dem Sturm, hoffentlich aber nun bald dem letzten.« (Somogyvár)<sup>74</sup>

Sogar noch stärker betonte Ernst Normann seine Zuversicht, die er trotz allem aus den Kämpfen von Soissons im Januar 1915 gezogen habe. Sein Bataillon hatte dabei an Gesamtverlusten 420 Mann zu beklagen<sup>75</sup>. So erscheint seine euphorische Darstellung wie eine Kompensation für die während der Schlacht gemachten Erlebnisse:

»Punkt 12 Uhr ging's los. Und wie ein Donnerwetter stürmten alle Linien vor. Hurrah! Der Angriffsgeist ist noch da, trotz der Monate im Schützengraben. Gleich über 4 feindliche Gräben hinweg bis zu einer großen Steinhöhle, wo etwa 400 Franzosen in unsere Hände fallen. Unsere Artillerie hatte gut vorgearbeitet und schießt schon auf die Höhen jenseits Soissons, das wir mit der Aisne im Tale liegen sehen [...] Soissons! Ich sehe noch das weite, sonnige Feld und die vielen, vielen, armen Kameraden. Aber es ging vorwärts! Und das war die Hauptsache. Heil!<sup>76</sup>!«

Detailliertere Darstellungen von Gewalterfahrungen finden sich bei Ahrens und Tiemann:

»So kriegten wir alle nur Splitter, der eine Mann leider in die Stirn, sodass er bald darauf starb. Die Sache selbst ging natürlich wahnsinnig plötzlich. Wir hatten die Granate nicht mal kommen hören, wie alle die anderen. Es gab einfach einen Krach – und wir lagen alle Mann an Deck! Kamen aber schnell wieder zu uns, und jeder besah sich seinen Schaden. Ich fürchtete wir würden elend an Gas krepieren, denn der ganze Raum war dicht damit gefüllt; aber es war zum Glück nur ein ungiftiges Explosionsgas.<sup>77</sup>.« (Ahrens)

Tiemann berichtete von einem Angriff seines Regiments während der Offensive von Gorlice–Tarnów – der für die Mittelmächte, gemessen am Geländegewinn, erfolg-, aber auch verlustreichsten Operation des ganzen Krieges<sup>78</sup>. Von seinem Truppenteil, dem GRR 1, fielen am

<sup>74</sup> Gefr W. Müller an die Schwester, 27.10.1914, KTB, S. 71; Uffz Somogyvár an W. Weidehaas, 21.5.1915.

<sup>75</sup> Beltz, Infanterie-Regiment Herzog von Holstein, S. 34.

<sup>76</sup> VzFw E. Normann an W. Weidehaas, 2.2.1915.

<sup>77</sup> Lt Ahrens an W. Weidehaas, 23.1.1917.

<sup>78</sup> Groß, Im Schatten des Westens, S. 62.

26. Juli 1915 95 Mann und 15 blieben vermisst<sup>79</sup>. Dementsprechend verzweifelt klingt die Schilderung seiner Erlebnisse:

»Von den schier übermenschlichen Anstrengungen und Entbehrungen will ich Dir lieber nicht schreiben; ich hatte nicht geglaubt, dass ich das durchhalten würde. Aber es ging doch. Jetzt wo man wieder Brot in Menge zu essen hat, erinnert man sich nicht mehr so sehr des nagenden Hungers. (Unter uns: meld' Dich bloß nicht als Kriegsmutwilliger!!!) Der grausigste Tag in meinem Leben war der 26. Juli, an dem wir das Gefecht bei Pniewo am Pruth hatten [...] Als ich in der ersten Linie ankam, sah ich nur noch Tote und Röchelnde, deren Zahl sich von Minute zu Minute mehrte. Die Russen wurden ja von uns in keiner Weise gestört und konnten jeden einzelnen von uns genau aufs Korn nehmen – abschießen. Ich wartete immer auf die Übrigen, die aber nicht kamen. Wie ich nachher hörte, hat sich der Zug wieder im Dorf sammeln und eingraben sollen. Der Befehl ist aber nicht bis zu uns durchgekommen und ich hab da vorn anfangs die grauenhaftesten Stunden durchlebt, denn das fürchterliche Schreien der Verwundeten nach Sanitätern machte einen schließlich ganz kaputt [...] Unsere Verluste waren enorm und die Kompanien sind z.Tl. auf 56, 60 + 70 Mann zusammengeschmolzen!! haben also fast 2/3-3/4 verloren, denn als wir am 13/7 zum ersten Mal stürmten, waren wir mehr als kriegsstark. – Was nützt es nun, dass wir beim Marsch Regts-Musik, Ansprachen, Weißbrot, Wein usw. erhalten (?) Ich muss immer an die vielen, vielen lieben Toten denken, die noch nach 3 Tagen vorn lagen und nicht geholt werden konnten<sup>80</sup>!«

Walter Müller und Ernst Normann versuchten, dem Erlebten trotz all der Schrecken auch Positives abzuringen, indem sie auf den militärischen Vorteil oder einfach auf das Ende der Defensive verwiesen. Der Kriegsfreiwillige Hans Tiemann hingegen kontrastierte seine eigenen, wohl positiven Erwartungen mit dem tatsächlich Erlebten, indem er sich selbst nun »Kriegsmutwilliger« nannte – eine Bezeichnung, die eingezogene Soldaten oft Freiwilligen gaben, um ihnen übertriebenen Idealismus und Naivität zu bescheinigen. Ebenso stellte er die Fehler der militärischen Führung und deren missglückte Versuche zur Stimmungsbesserung der Soldaten offen heraus.

Eine neue Qualität erreichten die Grabenkämpfe mit den Materialschlachten ab 1916. Durch eine vorher nicht bekannte Intensität des Artilleriefeuers, verbunden mit massenhaften Infanterieangriffen, wurde die Wahrscheinlichkeit für den einzelnen Soldaten, getötet oder verwundet zu werden, immens gesteigert<sup>81</sup>. Hinzu kam, dass die

<sup>79</sup> Geschichte des 1. Garde-Reserve-Regiments, S. 141 f.

<sup>80</sup> Gren Tiemann an W. Weidehaas, 2.8.1915.

<sup>81</sup> Geyer, Vom massenhaften Tötungshandeln, S. 121.

Ablösungsintervalle, die während des sonstigen Schützengrabendienstes die Hoffnung auf ein Ende der Lebensgefahr in erreichbare Nähe rückten, stark verringert werden mussten. Mehrere der Turner machten Erfahrungen mit den Schrecken der Materialschlachten als die alliierten Streitkräfte an der Somme nach intensiver Artillerievorbereitung am 1. Juli 1916 einen Großangriff begannen. Diejenigen, deren Regimenter dem IX. Reservekorps angegliedert waren, kamen bei der Neugliederung der deutschen Abwehrfront ab Ende Juli in der Somme-Schlacht zum Einsatz<sup>82</sup>. So musste das RIR 76, Mensch's Verband, schon während seines ersten Einsatzes an der Somme vom 24. Juli bis 10. August 1916 mehrere englische Angriffe abwehren und war sehr starkem Artilleriefeuer ausgesetzt. Die von Adolf Mensch geführte 9. Kompanie kam danach noch einmal vom 4. bis 10. Oktober 1916 in der Somme-Schlacht zum Einsatz. Schon beim Anmarsch in die Stellungen verlor sie durch einen Volltreffer etwa zwei Gruppen. In Stellung, wurden dann mehrere ihrer Züge vom angreifenden Gegner überrannt. Am Ende des Einsatzes zählte der übergeordnete Verband, das III. Bataillon, insgesamt nur noch etwa 120 Mann<sup>83</sup>. Auch Kurt Hüllmann erlebte mit seinem Verband, dem RIR 86, Anfang Oktober die Somme-Schlacht, wobei sein Bataillon nicht in der ersten Linie eingesetzt wurde und somit »nur« das schwere Artilleriefeuer auszuhalten hatte<sup>84</sup>. Die Mitteilungsfähigkeit der »Somme-Kämpfer«, aber auch des Veteranen der zehnten Isonzo-Schlacht Max Chassel, versagte jedoch bei der Schilderung ihrer Erlebnisse:

»Über die Somme-Schlacht selbst will ich Dir gern später mündlich etwas erzählen.« – »Die erste Hälfte des Oktobers waren wir an der Somme, wie Du wohl schon weißt. Es war unbeschreiblich.« (Mensch) – »Wir sind jetzt glücklich wieder fort von der Somme. Hast Du von Homo gute Nachrichten? Die 76er haben ja wohl bis [an die Front] heran müssen. Wir lagen vor Les Boeuf, haben aber für Somme-Verhältnisse nicht so sehr starke Verluste gehabt.« (K. Hüllmann) – »Was ich während dieser Offensive mitgemacht habe, lässt sich in trockenen Worten nicht beschreiben; trotzdem mein Befinden wohl.« (M. Chassel)<sup>85</sup>

<sup>82</sup> Der Weltkrieg 1914–1918. Die Operationen des Jahres 1916, S. 366–376.

<sup>83</sup> Hanseaten im Kampf, S. 145–147, 177–179, 196–202, Mensch erwähnt auf S. 202.

<sup>84</sup> Geschichte des Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 86, S. 169–186.

<sup>85</sup> Lt Mensch an W. Weidehaas, 7.9. und 1.11.1916; Musk K. Hüllmann an W. Weidehaas, 21.10.1916; Kprl M. Chassel an W. Weidehaas, 2.12.1917; vgl. auch ebd., 4.6.1917.

Auch in den Schilderungen derjenigen Turner, die nicht an der Somme-Schlacht teilgenommen hatten, wurde ›Somme‹ bald zum Inbegriff des Äußersten, was Menschen abverlangt werden könne. Dementsprechend schrieben einige, wie Eylmann, dessen Regiment ohne ihn dort gekämpft und mit 527 Mann an Gefallenen und Vermissten über 50 Prozent seines Bestandes verloren hatte<sup>86</sup>, über ihr Glück, solche Erfahrungen nicht machen zu müssen:

»Vor dem Somme-Schlammassel blieb ich durch eine Mittelohrenentzündung bewahrt.« (Eylmann) – »Uns. Regt. hat grauenhaft gelitten. Fragt man nach e. Kameraden, so heißt's stets: Der ist weg! [...] Wir kommen nächstens in Stellung, ist hier aber nur e. kl. Spaziergang, total ungefährlich gegen Somme.« (Tiemann) – »Aus der Somme-Schrecknis kamen unsere Freunde glücklich heraus; und hier aber musste ihn der Tod so jäh ereilen.« (Ahrens)<sup>87</sup>

Ein Weg, über die Anspannungen der Kämpfe dennoch zu berichten, war der ›Nervendiskurs‹. Lange vor Beginn des Krieges hatte in Europa mit dem Aufkommen der Psychologie die Debatte über die Bedeutung menschlicher Nerven begonnen. Nachdem die Medizin bei der Behandlung physischer Leiden immer erfolgreicher geworden war, rückten zunehmend als ›Nervenkrankheiten‹ bezeichnete psychische Erkrankungen in den Mittelpunkt des medizinischen Interesses. Dabei wurde vor dem Hintergrund der Industrialisierung eine größere Hektik im alltäglichen Leben diagnostiziert, die eine vermehrte Nervosität der meisten Menschen mit sich gebracht habe<sup>88</sup>. Angesichts der angenommenen Unruhe der ›neuen Zeit‹ galt möglichst große innere Ruhe als Ideal. Schon vor Kriegsbeginn wurde diese Vorstellung auch auf militärische Auseinandersetzungen übertragen. So stellte Kaiser Wilhelm II. 1910 in einer Rede vor Marinekadetten die entscheidende Bedeutung ›gesunder Nerven‹ im Krieg heraus. Bei Beginn des Krieges wurde dieser Topos im öffentlichen Diskurs verstärkt aufgegriffen und so zunächst angesichts der spannungsreichen Mobilmachungsperiode zur Ruhe gemahnt<sup>89</sup>. Mit zunehmender Dauer des Krieges und gehäuften psychischen Erkrankungen von Soldaten bildete sich zudem in den Äußerungen der Presse und der militärischen Führung das Ideal des ›nervenstarken Kriegers‹ heraus,

<sup>86</sup> Das Königlich Preußische Reserve-Infanterie-Regiment 84, S. 112.

<sup>87</sup> Lt Eylmann an W. Weidehaas, 10.9.1916; VzFw Tiemann an W. Weidehaas, 17.9.1916; Lt Ahrens an W. Weidehaas, 28.12.1916; vgl. auch Lt Tiemann an W. Weidehaas, 6.12.1916, und Mt Weitzenbauer an W. Weidehaas, 15.5.1917.

<sup>88</sup> Vgl. Radkau, Das Zeitalter der Nervosität.

<sup>89</sup> Ulrich, Nerven und Krieg, S. 164–166.

der trotz der außergewöhnlichen psychischen Belastungen des Schützengrabens weiter in der Lage sei, »durchzuhalten<sup>90</sup>.

Auch mehrere der Turner gingen ab Herbst 1914 in ihrer Korrespondenz mit den Daheimgebliebenen auf diesen »Nervendiskurs« ein. Sie betonten dabei ihre eigene Ruhe und Nervenstärke während der Kämpfe und zeigten so den Adressaten ihre eigene Souveränität im Umgang mit der Lebensgefahr. Als Anlass bot sich hierfür die Beschreibung durchgestandener Gefechte:

»Irgendeine Unruhe oder Herzklopfen hab ich nicht an mir feststellen können. Ich dachte immer, man müsste halb von Sinnen sein in so einem Gefecht, hab davon aber nichts gespürt.« (Tiemann) – »Die erste Minute war ich unfähig zu denken, dann aber hatte ich meine Ruhe wieder und feuerte um die Ecke auf das aufblitzende feindliche Feuer [...] In der ganzen Zeit hat mich, von der ersten Minute abgesehen, meine Kaltblütigkeit keinen Augenblick verlassen und in mir die feste Zuversicht auch fernerhin glücklich durchzukommen.« (W. Müller)<sup>91</sup>

Erlebnisse von Artilleriefeuer und Bombenabwürfen wurden ebenfalls auf diese Weise geschildert:

»Auch die großen Brummers lassen mich noch kühl. Habe eine große Ruhe dabei, was mich selbst erfreut.« (H. Müller) – »Uns lässt das [Artilleriefeuer] ruhig, denn vor den »unliebsamen Gästen« fortzulaufen ist ein Unding, also nur abwarten; die Zivilbevölkerung ist natürlich immer sofort kopflos.« (Eylmann) – »Das Gefühl, dass ein Flieger über dem Kopf herumfliegt ist nicht schlimm, er kann einem ja nicht viel tun, höchstens einmal eine Bombe schmeißen und mehr als töten kann sie nicht; aber wie schon gesagt, haben sie uns hier in der Ecke so gut wie gar nicht auf der Rechnung.« (H. Hüllmann)<sup>92</sup>

Noch genauer ging Herzog auf die Schwankungen des Gemütszustands vor und während des Gefechts ein und betonte dabei, keine Angst gehabt zu haben:

»Ihr fragt, was für Gedanken ich bei dem Granatfeuer gehabt habe. Es waren nur 2: Deckung für meine Leute und so schnell wie möglich die Meldung der Kompanie überbringen. Gedanken an Furcht, an Gott, des Verlassenseins sind mir nicht gekommen. Meine Leute blieben ruhig, machten sogar Witze über die Brummer, nur fürchteten sie, wir könnten

<sup>90</sup> Reimann, Der große Krieg, S. 41–45; Ulrich, Kampfmotivation und Mobilsierungsstrategien, S. 402 f., 405.

<sup>91</sup> Gren Tiemann an W. Weidehaas, 17.6.1915; Gefr W. Müller an die Schwester, 27.10.1914, KTB, S. 71; vgl. auch Gren Tiemann an W. Weidehaas, 27.6.1915.

<sup>92</sup> ErsRes H. Müller an die Riege, 31.7.1915; Lt Eylmann an W. Weidehaas, 28.8.1916; OMt H. Hüllmann an W. Weidehaas, 8.2.1915; vgl. auch ArtMt Kastmann an die Familie, 5.10.1914, KTB, S. 52.

seitlich umgangen werden und abgeschnitten werden. Wenn man dem Tod ins Antlitz sieht, ist man ihm überlegen. Vor dem Kampf ist man unruhig, nervös, im Gefecht, wenn die Kugeln pfeifen, bekommt man erst seine Ruhe wieder. Warum? Weil man das Schicksal, das einem bestimmt ist, nicht ändern kann. Die Kugeln pfiffen mir oft um die Ohren, ich habe sogar schon 2 Schrapnellkugeln in meiner Rocktasche gefunden. Aber nie ist mir der Gedanke gekommen, ich könnte getroffen werden, man wird furchtbar gleichgültig<sup>93</sup>.«

Der hohe Stellenwert, den vorhandene Deutungsangebote hatten, um derartige lebensbedrohliche Erlebnisse anderen mitzuteilen, tritt bei Herzog besonders klar hervor. Denn offenbar bediente er sich bei seiner ausführlichen Schilderung der im damaligen Nervendiskurs verwendeten Deutungen. So charakterisierte ein damals bekannter Psychologiehistoriker und Parapsychologe den mentalen Zustand von Soldaten im Gefecht verblüffend ähnlich:

»Die Gedanken an das eigene Ich werden übertäubt, Angst und Rettungsversuche fallen von selber fort. Da es kein Entrinnen gibt, so stellt sich Ruhe des Fatalismus ein [...] Wie nun überhaupt der Heeresangehörige seine Teilnahme am Krieg und den Platz, der ihm angewiesen wurde, als Schicksal empfindet, so auch den tobenden Aufruhr, dem gegenüber ichsüchtige Empörung sinnlos wird<sup>94</sup>.«

Auch zur positiven Beschreibung Dritter hoben manche deren innere Ruhe im Angesicht großer Lebensbedrohung hervor:

»An unserm Major Schaumann, den wir erst vor Kurzem, an Stelle unseres alten erkrankten von Raven erhalten hatten, konnte man seine helle Freude haben. Er ist 65 Jahre alt, hat 70/71 mitgemacht und das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse im Besitz. Als wär's auf dem Manöverfelde, so ruhig und gemütlich erteilte er seine Anordnungen. Erst zogen wir weit nach links, dann bogen wir links um und gelangten so an den linken Flügel der feindlichen Schützengräben. Dann sagte unser Major ganz gemütlich: »So Kinder nun sind wir weit genug, nun wollen wir noch drauflosgehen.« (W. Müller) – »Es freut mich zu hören, dass Ernst Normann das Eiserne Kreuz bekommen hat, ich kann mir so recht vorstellen, dass er ein kolossal ruhiger Führer ist, der richtig mit seinen Leuten umzugehen weiß und ihnen kolossale Ruhe einflößt.« (H. Hüllmann)<sup>95</sup>

Auf der anderen Seite beschrieben einige Turner die gegnerischen Soldaten als nervös und damit den »ruhigen Deutschen« – wie es auch

<sup>93</sup> VzFw Herzog, 21.11.1914, KTB, S. 81; vgl. auch ebd., 14.11.1914, KTB, S. 81, und an die Schwestern, 28.10.1914, KTB, S. 58.

<sup>94</sup> Dessoir, Kriegspsychologische Betrachtungen, S. 25, zit. nach Ulrich, Die Augenzeugen, S. 204.

<sup>95</sup> Gefr W. Müller an die Schwester, 27.10.1914, KTB, S. 71; H. Hüllmann, 19.11.1914, KTB, S. 82; vgl. auch H. Hüllmann, 24.11.1914, KTB, S. 82.

in der zeitgenössischen Presse in Deutschland häufig hieß<sup>96</sup> – unterlegen:

»Wir haben neulich die Franzosen durch zwei Haubitzen wild gemacht, sodass sie in der darauffolgenden Nacht dachten, wir wären schon beim Sturm und ganz blödsinnig schossen [...] Derartige Scherze kennen wir schon ganz genau aus unserer alten Stellung vor Benoraigne. Wir ignorieren es vollständig, denn wenn wir auch noch vor Nervosität schießen würden, wäre wohl überhaupt nicht an Nachtruhe zu denken.« (Mensch) – »Tommy schießt wieder heftig und legt nachts seine Eier in unsere Ruhequartiere. Er ist ziemlich nervös, der Herr, und versucht mit Gewalt Aufklärung über das was bei uns vorgeht. Natürlich wird er egal abgeschmiert.« (Tiemann)<sup>97</sup>

Soweit thematisiert, galten »starke Nerven« also auch bei den Turnern als Ausrüstung des erfolgreichen Kämpfers. Doch auch wenn dies das Ideal war, so gestanden dennoch etwa ebenso viele von ihnen eigene nervliche Probleme ein:

»Mit dem Schlaf ist es aber nichts geworden. Im Traum wurde der Kampf von den überspannten Nerven fortgeführt. Na, deshalb macht Euch keine Sorgen, andern geht es auch nicht besser.« (Herzog) – »Je länger man draußen ist & den Unbilden der Witterung ausgesetzt, desto fester wird man in der Gesundheit. Nur man wird furchtbar nervös.« (Somogyvár) – »Für den Westen eigne ich mich wohl nicht mehr, da ich sehr nervös bin. Nun, wenn man 2 ¾ Jahre angestrengt fliegt, dann bleibt das nicht aus; ich habe nahezu 3200 Aufstiege hinter mir, davon 72 Frontflüge.« (Rückert) – »Die Wunde ist vollständig zugeheilt, nur eine Narbe von etwa 1 cm ist nachgeblieben, die nicht weiter stört. Ich bin jetzt noch wegen der Nerven hier in Behandlung und bin zur Postverteilungsstelle abkommandiert.« (Adolf Schultz)<sup>98</sup>

Am ausführlichsten schilderte der mit Weidehaas eng vertraute Tiemann einen Nervenzusammenbruch, der auf seine enorme Arbeitsbelastung und andauernde Erlebnisse von Verwundung und Tod zurückzuführen gewesen sei:

»Ich bin aber durch die neuartigen Kämpfe und Ereignisse der letzten Zeit derart mit meinen Nerven kaputt und durch neuerlichen Ausfall des 2. Ord. Offz. (jetzt des 5<sup>ten</sup>) derart mit Arbeit überhäuft [...] Bisher hatte ich mich noch immer mit aller Anspannung hochgehalten, aber wenn

<sup>96</sup> Reimann, Der große Krieg, S. 43 f.

<sup>97</sup> Lt Mensch an W. Weidehaas, 18.1.1915; Lt Tiemann an W. Weidehaas, 4.2.1917; vgl. auch ebd., 25.9.1916 und 10.2.1918.

<sup>98</sup> VzFw Herzog an die Schwestern, 28.10.1914, KTB, S. 58; Uffz Somogyvár an die Familie, 3.3.1915; VzFw Rückert an die Riege, 20.11.1917; LStm Adolf Schultz an W. Weidehaas, 27.8.1916; vgl. auch ErsRes H. Müller an W. Weidehaas, 25.2.1918. Herzog berichtete auch zu späteren Zeitpunkten über Schlafstörungen: Lt Herzog an W. Weidehaas, 25.12. und 27.12.1916.

man so Tag für Tag die besten Kameraden neben sich fallen sieht, so macht sich das doch schließlich trotz allen Wehrens einmal bemerkbar. [Bericht über äußerst anstrengende Stabsarbeit und Verschüttung im Unterstand] Drinnen im Unterstand sah es grauenhaft aus: wir hatten mit 3 Herren und 3 Leuten drin gesessen! – Ein Kamerad war besonders übel zugerichtet und war im wahrsten Sinne des Wortes durchlöchert wie ein Sieb, kein Glied das nicht einen Splitter abgekriegt. Nachdem ich beim Verbinden geholfen und den armen Kerl getröstet so gut es eben ging, war's denn auch mit mir vorbei, ich klappte völlig zusammen und kriegte das heulende Elend. Ist mir noch nie passiert, aber die Schrecken und das Grauenhafte dieser Tage hatten doch derart mit der Zeit auf das Gemüt gewirkt, dass ein Rückschlag unvermeidlich war<sup>99</sup>.«

Der Bezug auf Nervenprobleme zeigte die von den Turnern wahrgeommene Entkopplung von Mut und Kampfbereitschaft. Anders als der Mut, den ein Mann entweder besaß oder nicht, konnten demnach die Nerven überlastet und gewissermaßen »verbraucht« werden nach einiger Zeit der akuten Lebensbedrohung. Sie vertraten damit eine ähnliche Auffassung wie die militärische Führung, die es für notwendig erachtete, Soldaten nach einem Einsatz erst einmal in Ruhestellungen sich körperlich und geistig regenerieren zu lassen, sodass sie wieder kampfbereit wurden<sup>100</sup>. In diesem Sinne schrieb Otto Weidehaas bereits im September 1914 über seine enttäuschten Erwartungen:

»Hast Du Deinen Tatendrang schon befriedigen können? Die Gelegenheit dazu ist nicht so häufig wie ihr euch in der Heimat vorstellt, nicht mal für einen Aktiven. Es gehört mehr Ausdauer als Mut zum Krieg<sup>101</sup>.«

Dadurch, dass sich die Psychotherapie als Teil der Medizin begriff und wahrgenommen wurde, erschien offenbar nervliche vergleichbar mit körperlicher Erschöpfung und Erkrankung. Nach dieser Auffassung konnte jemand für einen Nervenzusammenbruch im Gefecht ebenso wenig verantwortlich gemacht werden wie etwa für eine Erkältung. Dass Psychologen der Zeit mitunter dennoch einen Zusammenhang zwischen Nervenstärke und individuellem Charakter sahen und damit auch moralisch werteten<sup>102</sup>, scheint von vielen der Turner

<sup>99</sup> Lt Tiemann an W. Weidehaas, 28.4.1918.

<sup>100</sup> Geyer, Vom massenhaften Tötungshandeln, S. 128 f.

<sup>101</sup> O. Weidehaas an Hans Tiemann, 21.9.1914, KTB, S. 43.

<sup>102</sup> Ulrich, Nerven und Krieg, S. 177 f. Anders als die ältere Literatur zum Thema nahelegte, waren die Behandlungsmethoden von Nervenärzten nicht durchweg unmenschlich und brutal – obwohl auch solche Fälle vorkamen. Insbes. da Nervenkrankheiten als ansteckend galten, war es ebenso selten das Ziel, die erkrankten Soldaten möglichst schnell wieder an die Front zu schicken. Vielmehr geschah dies mit den allerwenigsten Nervenkranken, die stattdessen in der Kriegsindustrie eingesetzt wurden. Lerner, Hysterical Men,

nicht rezipiert worden zu sein<sup>103</sup>. Vielmehr nutzten sie den medizinisch klingenden Nerventopos als Möglichkeit, um über die psychischen Belastungen des Kampfes zu berichten, ohne sich dem Verdacht auszusetzen, zu schwach oder zu feige zu sein. Dabei fällt auf, dass von den über eigene Nervenstärke berichtenden Mitteilungen bis auf eine alle aus den ersten beiden Kriegsjahren stammten, während die Nervenprobleme beklagenden etwa gleichmäßig über den Krieg verteilt waren. Dieser auch in einer anderen Studie beobachtete nachlassende Gebrauch des Topos der »stärkeren Nerven« könnte sowohl auf dessen Abnutzung als auch auf eine gestiegene psychische Anspannung hindeuten<sup>104</sup>.

Auch der diachrone Vergleich legt nahe, dass das Ansprechen nervlicher Probleme von den Soldaten des Ersten Weltkriegs nicht als Charakterschwäche gedeutet wurde. So findet sich selbst bei Ernst Jünger, der häufig als einer der bedeutendsten intellektuellen Wegbereiter des Mythos vom »stahlharten Frontkämpfer« bezeichnet wird, eine – freilich selten rezipierte – Textstelle, in der er von einem eigenen Nervenzusammenbruch berichtet. Ganz ähnlich wie Tiemann schilderte er hierbei die Situation nach einem Granattreffer, der mit einem Schlag einen Großteil seiner Kompanie tötete. Angesichts des vielfachen Todes hätte er sich schließlich unter den Augen seiner Untergebenen zu Boden geworfen und sei »in ein krampfhaftes Schluchzen« ausgebrochen<sup>105</sup>. Demnach sah selbst Jünger eigenes nervliches »Versagen« offenbar nicht als Schande, sondern eher als durchaus vorkommendes, durch besonders schwere Umstände bedingtes Unterliegen im Nervenkrieg. Ähnlich wertete dies der Verfasser der erst 1937 erschienenen Regimentsgeschichte des RIR 84. Ihm

---

S. 3 f., 160 f., 200 f. Vgl. zur älteren Literatur und deren Revision – allerdings noch ohne Lerners Arbeit zu berücksichtigen – Majerus, Literaturbericht Kriegserfahrung, S. 287 f.

<sup>103</sup> Vgl. auch die Beispiele bei Ulrich, Die Augenzeugen, S. 208 f.

<sup>104</sup> Auch Reimann, Der große Krieg, S. 43, findet in der von ihm ausgewerteten Feldpost nach 1915 keine Bezüge mehr auf »deutsche Nervenstärke«. Er führt dies auf die ab 1916 geschlagenen Materialschlachten zurück, die das Vertrauen in die eigene psychische Unverwundbarkeit bei den Soldaten zerstört hätten. Hiermit wird allerdings vernachlässigt, dass nicht alle Truppenteile in diesen Gefechten eingesetzt wurden. Vielmehr betraf dies vor allem die aktiven Regimente. Dementsprechend stieg die Zahl der Gefallenen unter den deutschen Soldaten eben nicht kontinuierlich an, sondern erreichte ihren Höhepunkt in den ersten beiden Kriegsmonaten und fiel dann stetig bis zur Frühjahrsoffensive von 1918. Vgl. Ziemann, Soldaten, S. 156.

<sup>105</sup> Jünger, In Stahlwintern, S. 253.

zufolge seien die vielen in der Somme-Schlacht gefallenen Kameraden zu ehren, aber eben auch jene, »die zwar lebend, aber gebrochen an Leib und Seele zurückkamen, weil das Grauen über ihre Kräfte und Nerven ging«<sup>106</sup>.

### *Das Töten*

Den tiefsten Einschnitt in das im Frieden gültige Wertesystem bewirkt das legitimierte Töten im Krieg. Hierzu waren und sind in allen Gesellschaften und zu allen Zeiten Strategien nötig, anhand derer die den Menschen im Frieden vermittelte Tötungshemmung gegenüber Mitmenschen ausgesetzt wird<sup>107</sup>. Obwohl bisher von den Turnern vor allem als Opfern von Gewalt die Rede war, übten sie zumindest als Frontsoldaten ebenso Gewalt aus. Es soll daher im Folgenden danach gefragt werden, wie sie das Töten darstellten und welche Rechtfertigungsstrategien sie für diese Handlungen oder die von Kameraden anwendeten. Um das jahrelange massenhafte Töten in den Weltkriegen erklären zu können, bietet sich als »Suchanweisung« die Frage nach der »Vergesellschaftung der Gewalt« an. Demzufolge muss nach dem Bild des Gegners geforscht werden, um die Indifferenz des tötenden Akteurs gegenüber dessen Leiden zu erklären. Ebenso ist die Bedeutung gesellschaftlicher Deutungsangebote zur Legitimierung des Tötens zu ergründen. Dabei scheint klar, dass die Legitimation des Tötens im modernen Krieg allein schon durch seinen technischen Charakter und die dank weittragenderer Waffen größere räumliche Distanz zum Gegner, der im Ersten Weltkrieg zumeist noch in Schützengräben verborgen war, erleichtert wurde<sup>108</sup>. So betrug der Anteil der durch Nahkampfmittel wie Bajonette und Handgranaten im Ersten Weltkrieg verwundeten oder gefallenen Soldaten auf beiden Seiten höchstens rund 2 Prozent, während wohl weniger als 10 Prozent von Nahschüssen getroffen wurden. In jedem Fall überwogen Tod oder Verwundung durch Artilleriegeschosse oder Wurfminen bei Weitem<sup>109</sup>.

<sup>106</sup> Das Königlich Preußische Reserve-Infanterie-Regiment 84, S. 110.

<sup>107</sup> Vgl. Stietencron, Töten im Krieg.

<sup>108</sup> Ebd., S. 50 f.; Ziemann, »Vergesellschaftung der Gewalt«, S. 749–755.

<sup>109</sup> Vgl. Watson, Enduring the Great War, S. 15, 32 f.; Heeres-Sanitätsinspektion, S. 67–77. Hierbei eindeutige Zahlen zu erhalten ist schwierig, da offenbar nur die Verwundungen von schließlich in Lazaretten behandelten Soldaten statistisch verwertet wurden. Zudem wird selten zwischen den einzelnen Waffengattungen mit ihren unterschiedlichen Einsatzbereichen, aber auch nicht zwischen der Zeit des Bewegungskrieges 1914 und dem anschließen-

An genaueren Beschreibungen des Gegners findet sich in den Mitteilungen der Turner nur eine einzige. Dies ist wohl einerseits darauf zurückzuführen, dass der direkte Kontakt mit dem Gegner äußert selten war, andererseits aber auch auf die Mitteilungspraxis, in der Dritte allgemein seltener vorkamen. So schrieb Hans Tiemann über seine Erlebnisse bei der Offensive von Gorlice-Tarnów:

»Es muss für die Russen [durch das Artilleriefeuer] auf die Dauer ein ziemlich ungemütlicher Aufenthaltsort geworden sein und wie wir nachher im Sturm vorgingen, fanden wir die Russen direkt unter den Trümmern ihrer Unterstände verschüttet und zerrissen; ein grauenhafter Anblick! In den Augenblicken vor dem Sturm standen die Kolonnen schon alle auf der Grabenbrüstung um besser beobachten zu können: In vielen russischen Gräben konnte man schon bereits weiße Tücher (von denen ich übrigens eine Unmasse, und zwar ganz neuer weißer gefunden habe!) beobachten und als wir vorgingen, zogen verschiedene Grabeninsassen es vor, möglichst schnell in unsere viel sichereren Gräben überzusiedeln. Unter ihnen waren ganz frisch aus Warschau [unleserlich] Kerls, die einen durchaus sauberen und kräftigen Eindruck machten. Sie warfen alles (Leibriemen, Mütze usw.) was irgendwie kriegerisch aussah, fort; küssten uns die Röcke, warfen sich auf die Knie und waren alle halb irrsinnig vor Angst und Schrecken. Die Kerls sind alle ohne jede Bedeckung hinter unsere Front退iert und haben sich Fahrscheine nach dem Senne-Lager und Zossen ausstellen lassen<sup>110</sup>.«

In Tiemanns Schilderung erscheinen die russischen Soldaten demnach als »durchaus sauber und kräftig«, was darauf hinweist, dass er – wohl aufgrund der sonstigen Erfahrungen mit »Dreck« und Armut in Russland<sup>111</sup> – anderes erwartet hatte. Dadurch, dass er den Anblick gefallener Russen als grauenhaft beschrieb und die Angst der noch Lebenden schilderte, stellte er sie zudem als menschliche Wesen dar. Sie werfen sich zwar vor den anrückenden deutschen Soldaten zu Boden, allerdings offenbar nur aufgrund des heftigen deutschen Artilleriefeuers – also nicht aus Feigheit oder »angeborener« Unterwürfigkeit. So waren auch die weiteren Äußerungen Tiemanns eher von Respekt vor den militärischen Fähigkeiten der Russen geprägt:

---

den Grabenkrieg unterschieden. Ebenso fehlt die Differenzierung zwischen Gewehrtreffern aus kurzer Distanz und solchen, die etwa durch das aus großer Entfernung erfolgte Abstreuen des gegnerischen Geländes mit Maschinengewehrfeuer erzielt wurden. Letztlich ist aber aufgrund des vorhandenen Datenmaterials offensichtlich, dass, wie Watson formuliert, »face-to-face killing« eine Seltenheit war.

<sup>110</sup> Gren Tiemann an W. Weidehaas, 2.8.1915.

<sup>111</sup> Siehe hierzu Kap. IV.1.b.

»Um mich herum tobt eine wüste Schlacht. Eben ist der russ. Fesselballon vom Blitz getroffen; die Russen wehren sich mit ungewohnter Hartnäckigkeit [...] Wenn die Russen doch bloß erstmal kaputt wären; kaum hat man sie aus einer Stellung herausgeworfen, so haben sie einige 100 m weiter schon wieder eine seit Langem vorbereitete, und dann heißt's wieder stürmen, immer stürmen! Wann wird ein Ende sein?« – »Die Russen haben sich hier 2 Tage lang mit größter Zähigkeit verteidigt, mussten dann aber weichen. Wir lagen 3 Std. in wahnsinnigem Schrapnell- und Granatfeuer auf offenem Felde; fast jede Ladung der Russen saß. Sie schießen sehr gut. Leider<sup>112</sup>!«

Ganz anders war dies bei Paul Somogyvár und Otto Rückert, die nur von der angeblichen Feigheit der russischen Soldaten schrieben:

»Eines trifft man hier nur selten und das sind die russ. Flieger! Die Bande ist zu feige und kommt nur selten über die Front. Einen einzigen Luftkampf habe ich hier gehabt, der endete mit der Flucht des Russen.« (Rückert) – »Die Russen werden gefangen und kommen wie die Semmel. Arme hoch! und mitgenommen werden sie.« – »Feige sind sie alle, wenn wir kommen – am 21. haben wir mit 9 Mann 76 Russen gefangen. Die Zahlen verblüffen, aber es ist wirklich keine Heldentat. Man muss nur kräftig drauf losgehen. Die Jagd geht los.« (Somogyvár)<sup>113</sup>

Die Gründe dafür, weshalb Rückert und Somogyvár abschätziger von den militärischen Leistungen der russischen Soldaten sprachen, liegen offenbar in den Erfahrungen, die sie mit dem russischen Militär gemacht bzw. eben nicht gemacht hatten. So gab es kaum russische Kampfflieger, und als Pionier befand sich Somogyvár selten im Mittelpunkt der Kampfhandlungen, sondern bekam hinter der Front vor allem die deutschen Erfolgsmeldungen über gefangene Russen zu hören. Tiemann hingegen war in einem der Schwerpunkte der Offensive von Gorlice-Tarnów eingesetzt, wobei allein in der hier beschriebenen Zeit 283 Mann seines Regiments den Tod fanden. Die Gesamtverluste während der Operation – also neben Gefallenen auch an Verwundeten und Vermissten – beliefen sich gar auf insgesamt 3087 (sic!) Mann<sup>114</sup>.

Neben dem Feigheitstopos kamen bei Somogyvár allerdings noch weitere pejorative Charakterisierungen hinzu. So waren die Russen in seinen Darstellungen nur eine große Masse, ähnlich einer Herde Tiere, die »gejagt« oder »gefangen« werden müssen – wobei er nicht

<sup>112</sup> Gren Tiemann an W. Weidehaas, 5.8.1915, und an die Mutter von W. Weidehaas, 8.8.1915.

<sup>113</sup> Uffz Rückert an W. Weidehaas, 28.8.1917; Uffz Somogyvár an die Familie, 14.2.1915, und Uffz Somogyvár, 24.2.1915; vgl. auch Uffz Somogyvár an die Familie, 12.2., 26.2. und 11.3.1915.

<sup>114</sup> Geschichte des 1. Garde-Reserve-Regiments, S. 134 – 142, 168.

explizit vom Töten sprach. Dies wird zudem in seinen Äußerungen über die in Ostpreußen von russischen Soldaten angerichteten Zerstörungen deutlich. Hierbei ging er u.a. auf die nach dem Vorstoßen russischer Truppen in das Deutsche Reich verbreitete Russenfurcht als Panik vor wilden slawischen Eindringlingen<sup>115</sup> ein:

»Gestern Abend 7 Uhr die russ. Grenze überschritten bei Brosken (Weg Lyck–Bialystock). Brosken noch deutsch, alles von den Schweinehunden heruntergebrannt, sobald auf russ. Boden, alle Häuser verschont.« – »Nur erinnern die niedergebrannten Häuser, die aufgeworfenen Schützengräben aus früheren Gefechten daran, dass Krieg ist. Unwillkürlich sah ich an mir herunter: Die Feldgrauen, ach ja, Du gehörst ja auch dazu, um beizutragen Deinen Teil, dass diese Horden nicht wieder eindringen<sup>116</sup>.«

Aussagen über die angebliche Feigheit des Gegners bezogen sich ebenso auf den westlichen Kriegsschauplatz und auch hier kamen sie eher von den Marinesoldaten, von denen die meisten zu dem Zeitpunkt noch kein Gefecht erlebt hatten, oder waren Teil von Berichten über taktische Rückzüge, die als Feigheit ausgelegt wurden. Alle diese Aussagen stammen daher aus den ersten Monaten des Krieges:

»Die feigen engl. Halunken lassen sich noch immer nicht blicken. Unsere Kreuzer haben aufgeklärt u. nichts gefunden.« (Weitzenbauer) – »Ich glaube auch nicht, dass die Engländer wegen der Blockade etwas hier unternehmen werden, sie sind viel zu bange vor uns.« – »Die Belgier, diese feige Gesellschaft, hat hier angelegte Befestigungen verlassen, die kaum zu stürmen gewesen wären und dabei haben sie uns keinen Tropfen Blut gekostet.« (H. Hüllmann) »Wir liegen hier in einem belgischen Schützengraben, aus dem die feigen Kerle aus 600 m Entfernung ausgekniffen sind.« (W. Müller)<sup>117</sup>

Aus derselben Zeit finden sich mehrere Mitteilungen, nach denen die belgischen Soldaten eigentlich gar nicht gegen Deutschland kämpfen wollten:

»Wir haben verschiedene Gefangene gemacht. Die Belgier klagten, sie wollten gar nicht den Krieg und waren froh, in deutscher Gefangenschaft zu sein.« (Herzog) – »Belgien ist anscheinend jetzt vom Feinde frei: Das belgische Heer hat sich in Wohlgefallen aufgelöst, d.h. die Soldaten haben Zivilzeug angezogen und sind einfach wieder nach Hause

<sup>115</sup> Vgl. Hoeres, Die Slawen, S. 179, 188–191.

<sup>116</sup> Uffz Somogyvár an die Familie, 16.2.1915; Uffz Somogyvár an W. Weidehaas, 22.4.1915; vgl. auch an die Riege, 16.2.1915.

<sup>117</sup> Weitzenbauer an Oscar Thomas, 23.8.1914; OMt H. Hüllmann, 18.2.1915; H. Hüllmann, 10.10.1914, KTB, S. 49; Gefr W. Müller 5.10.1914, KTB, S. 56; vgl. auch ArtMt Kastmann an die Familie, 30.9.1914, KTB, S. 44, und OMt H. Hüllmann, 23.8.1914, KTB, S. 18.

gegangen.« (W. Müller) – »Wir haben jetzt alle belg. Tornister, die hau-  
fenweise auf den Schlachtfeldern herumlagen, da die Belgier sich zum  
größten Teil Zivil angezogen haben, wenn es ihnen schlecht geht. Wir  
haben beim Vorgehen einige gefangen genommen, die gerade beim Um-  
ziehen waren.« (H. Hüllmann)<sup>118</sup>

Implizit gaben sie damit der militärischen oder politischen Führung  
Belgiens die Schuld am Krieg mit Deutschland und unterstellten der  
Bevölkerung selbst eine friedliche Einstellung.

Beschimpfungen richteten sich, zeitlich etwa über den gesamten  
Krieg verteilt, auch gegen die Gegner im Westen. Jedoch wiesen diese  
nicht auf eine bestimmte Wesenszuschreibung hin, sondern verban-  
den sich mit Ärger über selbst erlittenes Übel:

»Dann kann ich Dir die Kugel zeigen, welche die verdammten Tommy  
Atkins bei St. Symphorien gegen mein rechtes Bein schmissen.« (Behn-  
ke) – »Sonnabend hat uns der hässliche Franzmann Antwort gesandt auf  
unsere letzte Schießerei.« (Ahrens) – »Die Engl. schossen nicht nur  
Sperrfeuer, sondern schnitten uns auch durch Riegelfeuer links und  
rechts von jegl. Unterstützung ab. Das ist ihnen auch gegückt, dieser  
Bande!« (Tiemann)<sup>119</sup>

Andererseits äußerten einige Turner auch Bewunderung gegenüber  
den militärischen Fähigkeiten oder dem Mut des Gegners. Wie be-  
reits in anderen Feldpostuntersuchungen herausgestellt<sup>120</sup>, galt dieses  
Lob vor allem den Briten:

»Bewundern muss man die Dreistigkeit der englischen Flieger, welche in  
ganz geringer Höhe über unsere Stellungen hinweg fliegen + mit Ma-  
schinengewehren in die Gräben schießen, was uns allerdings keinen  
Schaden macht.« (K. Hüllmann) – »Mir ist heut noch was Putziges passiert:  
fahr ich da mit noch' Kameraden in 2 Dogcarts auf der mondhelten  
Chaussee nachhause, als wir plötzlich von 3 tieffliegenden Tommys be-  
schoßsen werden, zum Glück immer stark daneben u. i. Chausseegraben.  
Aber frech sind die Bengels ganz kolossal!« (Tiemann) – »Bereits nach  
dem 3. Schuss erhielten wir Antwort – ein Beweis wie tadellos der Laden  
bei den Franzosen klappt, denn es war wie gesagt eine ganz neue Stel-  
lung.« (Ahrens)<sup>121</sup>

<sup>118</sup> VzFw Herzog, [Ende September - Anfang Oktober 1914], KTB, S. 57; Gefr W. Müller, 17.10.1914, KTB, S. 56; H. Hüllmann, 21.10.1914, KTB, S. 53.

<sup>119</sup> Res Behnke, 18.9.1914, KTB, S. 33; Lt Ahrens an W. Weidehaas, 16.10.1916; VzFw Tiemann an W. Weidehaas, 2.10.1916; vgl. auch Lt Ahrens an W. Weidehaas, 17.9.1916, und Lt Kastmann an W. Weidehaas, 20.5.1917.

<sup>120</sup> Vgl. Latzel, Deutsche Soldaten, S. 221.

<sup>121</sup> Musk K. Hüllmann an W. Weidehaas, 1.9.1916; Lt Tiemann an W. Weidehaas, 6.8.1917; Lt Ahrens an W. Weidehaas, 23.1.1917. Der von Tiemann be-  
schriebene Vorfall wurde auch in der Geschichte des 1. Garde-Reserve-  
Regiments, S. 259, erwähnt.

Hohe Anerkennung erzeugte bei Angehörigen des Marinekorps der auch noch nach dem Krieg als – wenn auch militärisch vergeblich – außerordentlich »tapfer« bezeichnete britische Blockadeversuch der Molen von Zeebrügge und Ostende. Am 22. und 23. April 1918 hatte die Royal Navy hierfür Blockadeschiffe vor den Molen versenkt und zu diesem Zweck auch ein Landungskommando mitten auf der Mole von Zeebrügge abgesetzt. Trotz allem gelang jedoch am Ende der Operation nur eine teilweise Blockade<sup>122</sup>. Weitzenbauer schrieb kurz nach den Ereignissen bewundernd über die gewagte Aktion:

»Überhaupt gelandet zu haben! Freilich, seine Verluste sind enorm; ganz erreicht hat er [der Engländer] sein Ziel ja nicht. Aber unsere allgemeine Meinung ist, dass er *uns* glänzend abgeschmiert hat. Er ist mit bewunderungswürdigem Schneid vorgegangen. Der Kaiser hat auch dem gefangenen engl. Kptnt am nächsten Morgen die Hand geschüttelt<sup>123</sup>.«

Die von nur drei der Turner gemachten Aussagen über Kolonialtruppen der Entente waren eher geteilt und bestätigen damit bisherige Forschungsergebnisse auf diesem Gebiet<sup>124</sup>. So war Lamersdorfs Erwähnung der Kolonialtruppen noch weitgehend wertfrei, wenn nicht sogar anerkennend gegenüber ihren militärischen Fähigkeiten, die auch von der deutschen militärischen Führung anfangs positiv eingeschätzt wurden<sup>125</sup>:

»Was uns gegenüber liegt, sind Senghalesen. Die Brüder scheinen keine Ahnung zu haben, dass wir hier mit 45 Mann einen Graben von 350 m besetzt halten, sonst hätten sie jedenfalls schon mal das Bedürfnis ver-spürt, uns aus der Nähe zu betrachten. Beobachten tun die Kerle gut, sobald man selbst zur Beobachtung den Kopf aus der Deckung steckt, geht die Schießerei los. Unsere Leute machen sich den Spaß, einen Helm aus der Deckung zu halten (mittels einer Stange) und schon wird es drüben lebhaft<sup>126</sup>.«

Dagegen charakterisierte sie Herzog nahezu durchgehend negativ im moralischen wie militärischen Sinne. Demnach seien sie sowohl »mordlustig« und zerstörungswütig als auch von schlechter Kampfmoral und nicht an das kältere europäische Klima gewöhnt – eine

<sup>122</sup> Zitat in Das Marinekorps, S. 54; ähnlich auch Jacobsen, Trutzig und treu!, S. 162; vgl. zu den Ereignissen auch Ryheul, Marinekorps Flandern, S. 215–232.

<sup>123</sup> VzFw Weitzenbauer an W. Weidehaas, 28.4.1918 (Hervorhebung im Original).

<sup>124</sup> So zieht auch Koller, »Von Wilden aller Rassen«, S. 129–134, kein eindeutiges Fazit über die Auffassung deutscher Soldaten gegenüber Kolonialsoldaten. Kurt Hüllmann erwähnte nur, dass algerische Truppen an einem Ort gekämpft hätten. San K. Hüllmann, 7.2.1915.

<sup>125</sup> Martin, German and French Perceptions, S. 42 f.

<sup>126</sup> OffzStv Lamersdorf an die Familie, 27.10.1914.

Mutmaßung, die sich auch in der deutschen innermilitärischen Diskussion über den Kampfwert von Kolonialtruppen fand<sup>127</sup>:

»Die Engländer sind verdammt hartnäckig, Hindus + Zuaven mordlustig, die Franzosen führen einen Verzweiflungskampf.« – »Bei Tage sahen wir erst deutlicher die entsetzliche Zerstörung der Stadt. Die armen geflüchteten Bewohner! Die noch halb stehen gebliebenen Häuser zeigen starke Spuren von Plünderung. Möbel, Wäsche, Spiegel, Tische, Stühle, alles drüber und drunter. Bilder zerschnitten und zertrümmert. Es sollen Singhalesen gewesen sein, kein Wunder!« – »Der Feind ist heute bisher ziemlich ruhig, nur einzelne Gewehrschüsse. Sie sollen Explosivgeschosse schießen, die große Wunden reißen [...] In der letzten Zeit soll der Feind viele Überläufer an Turkos & Hindus gehabt haben; Nässe & Kälte sollen großen Schaden unter ihnen angerichtet haben<sup>128</sup>.«

Dass er hierbei gleichzeitig angebliche Sprenggeschosse der Briten erwähnte, könnte auf den von deutscher Seite oft geäußerten Vorwurf hinweisen, der Einsatz von Kolonialtruppen als fremde und gleichzeitig wilde Kämpfer sei ebenso unfair wie unnötig grausam<sup>129</sup>. So erwähnten auch Hermann Hüllmann und Hans Tiemann »Grausamkeiten« des Gegners:

»Von den durchkommenden Verwundeten hören wir viel von den Grausamkeiten der Engländer.« (H. Hüllmann) – »Hatten gestern Nacht Tommy-Besuch, sehr üble Sache, schmissen Brandbomben in Unterstände, Leute verbrannt, doll! Sind aber rausgeschmissen.« (Tiemann) – »Die armen Franzosen werden gegen uns furchtbar aufgehetzt. Wir fragten Gefangene aus. Die erzählten uns, dass ihnen immer vorgesagt worden wäre, der Deutsche massakriere alles. Verwundete, welche von unseren Krankenträgern verbunden wurden, schossen der Truppe in den Rücken. Unsere Leute sind furchtbar aufgebracht und wollen jeden Gefangenen niederknallen.« (Herzog)<sup>130</sup>

<sup>127</sup> Martin, German and French Perceptions, S. 43, 57 – 62.

<sup>128</sup> VzFw Herzog an W. Weidehaas, 15.11. und 24.11.1914, KTB, S. 81; 25.11.1914, ebd.

<sup>129</sup> Koller, »Von Wilden aller Rassen«, S. 100 – 102.

<sup>130</sup> H. Hüllmann, 6.9.1914, KTB, S. 31; Lt Tiemann an W. Weidehaas, 31.1.1917; OffzDst Herzog an die Schwester, 21.8.1914, KTB, S. 15. Lt. Geschichte des 1. Garde-Reserve-Regiments, S. 221, stellt sich der von Tiemann geschilderte Vorfall anders dar: Demnach griffen britische Abteilungen nachts eine deutsche Stellung in einem Kreidefelsen an. Während der bald einsetzenden Handgranatenkämpfe geriet der Unterstand im Kreidefelsen durch einen darin befindlichen Ofen in Brand. Tiemann war nach eigener Aussage (an W. Weidehaas, 27.12.1916) zu der Zeit Nachrichtenoffizier, was durch die Regimentsgeschichte zumindest für Anfang März 1918 bestätigt wird, und wird daher kaum selbst vor Ort gewesen sein. Ebd., S. 281.



*Schützengrabenleben: Zwei nicht identifizierte Soldaten vor einem Unterstand, nach 1915 (StAHH, 622-1/202 Familie Weidehaas, 33).*



*Ernst Normann im Schützengraben, Herbst 1914 (StAHH, 622-1/202 Familie Weidehaas, 4).*



Einige der Turner waren als Marinesoldaten zur Sicherung der belgischen Küste eingesetzt:  
oben Edmund Weitzenbauer und Hermann Hüllmann (von links) vor einem Unterstand mit  
Kameraden, Anfang 1915 (StAHH, 622-1/202 Familie Weidehaas, 13); unten Hermann  
Hüllmann, Edmund Weitzenbauer und Otto Kastmann (StAHH, 622-1/202 Familie  
Weidehaas, 32).



An der »Heimatfront: Im »Knüttverein« fanden sich junge Frauen aus dem Umfeld der Turner zusammen und versorgten die Eingezeichneten mit »Liebessgaben«. Aufnahme von Weihnachten 1914 (StAHH, 622-1/202 Familie Weidehaas, 4).



Truppenbesuch des Hamburger Bürgermeisters. Aufnahme Ernst Normanns vom 16. Juli 1917 (StAHH, 622-1/202 Familie Weidehaas, 21).



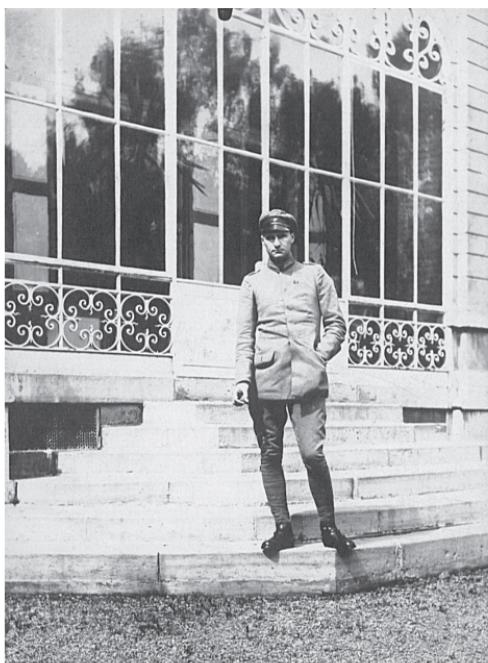
Der Krieg als *Keilerei* diente häufig als euphemistische Allegorie, mit der sich das Töten schildern ließ. Postkarte Paul Somogyárs vom Mai 1916 (StAHH, 622-1/202 Familie Weidehaas, 27).



Die Realität: Aufnahme Hans Tiemanns von einer zerstörten Ortschaft, Februar 1917 (StAHH, 622-1/202 Familie Weidehaas, 28).



Die Brüder Hermann und Kurt Hüllmann, von denen ersterer an Heiligabend 1916 gefallen ist. Unter den Familien der Turner gab es sechs, in denen zwei bis drei Brüder gemeinsam eingezogen wurden. In drei Fällen fiel jeweils einer der Eingezogenen, in einem alle beide (StAHH, 622-1/202 Familie Weidehaas, 14).



Hans Tiemann, Mai 1917 (StAHH, 622-1/202 Familie Weidehaas, 28).

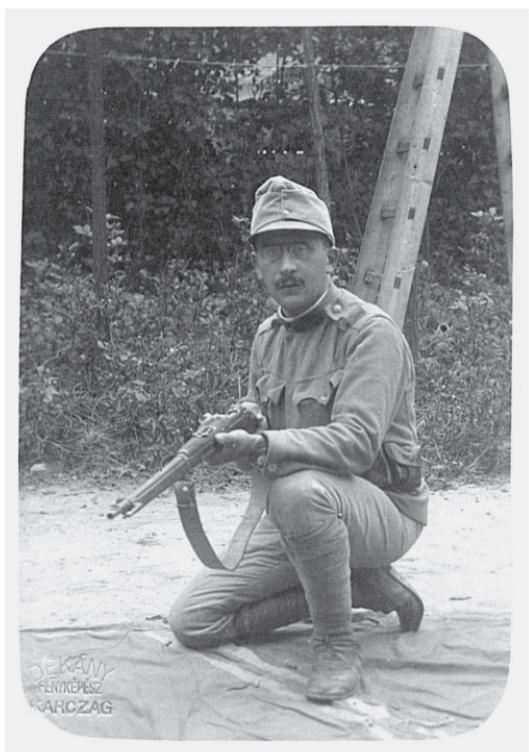


*Aus Spaß wird ernst: Otto Rückert war von 1914 bis 1916 Fluglehrer in der Heimat, kam Anfang 1917 an die Front, wurde im März 1918 abgeschossen und hierbei verwundet. Die beiden Aufnahmen oben sind von Februar und Mai 1916, die unten vom Mai 1917 (StAHH, 622-1/202 Familie Weidehaas, 24).*





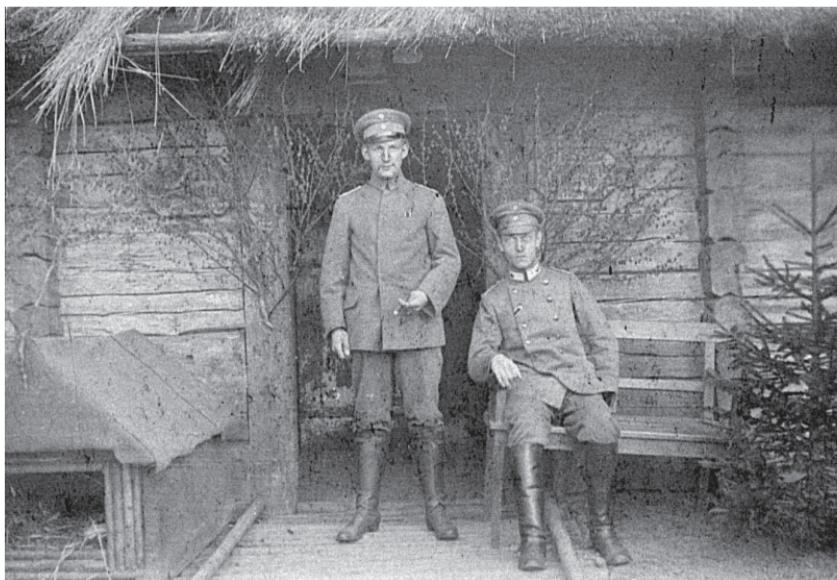
*Stolz auf das Eiserne Kreuz: Foto von Edmund Weitzenbauer, 1915 (StAHH, 622-1/202 Familie Weidehaas, 32).*



*Aufnahme Max Chassels (StAHH, 622-1/202 Familie Weidehaas, 8).*



Eines der häufig geschilderten Treffen von einigen nicht identifizierten Turnern »im Felde« (StAHH, 622-1/202 Familie Weidebaas, 33).



Paul Somogyvár und Ernst Normann, vermutlich an der Ostfront (StAHH, 622-1/202 Familie Weidebaas, 33).



*Soldaten des Hamburger Infanterieregiments 76. Aufnahme von Hans Müller, 1915 (StAHH, 622-1/202 Familie Weidehaas, 19).*



*»Die 5 Feldwebel der Res[erve-]Pion[ier-]Komp[anie] 83«. Aufnahme von Paul Somogyvár, 1915 (StAHH, 622-1/202 Familie Weidehaas, 27).*



Scherenschnitt »Essenfassen« mit Kommentar von Hans Herzog zur prekären Ernährungslage:  
»Der schönste Augenblick des soldatischen Lebens«, Juli 1917 (StAHH, 622-1/202 Familie Weidebaas, 12).



Eine Erklärung für die Handlungen der gegnerischen Soldaten bot also nur Hans Herzog an, der davon berichtete, sie würden »aufgehetzt«, damit die Schuld von ihnen nahm und auf deren militärische Führung schob.

Auch wenn die Turner dem Gegner aufgrund angeblichen Fehlverhaltens vereinzelt Vorwürfe machten und ihn beschimpften, findet sich in ihren Mitteilungen doch ebenso Entsetzen über den Anblick seiner Toten oder Bedauern gegenüber gegnerischen Gefangenen:

»Der Kampf war erbittert. Die Franzosen fielen zu Hunderten, grauenhaft!« (Herzog) – »Vor unserer Stellung liegen in großen Massen Gefallene, durchweg Franzosen; bei dem Ausbau des Grabens stoßen wir häufig auf Tote: grauenhaft.« (Eylmann) – »In den geräumten Gebieten an der Somme ist alles kurz und klein. Kein Baum, keine Straße, kein Dorf, Haus, Brunnen existiert mehr. Alles ist gesprengt, verbrannt, vernichtet. Mit einigen Häusern sind die Tommies erst nach einigen Tagen in die Luft geflogen. Es war ein furchtbarer Anblick!« (Tiemann) – »So aber muss ich hier tagaus, tagein auf Wache stehn, immer noch die Gefangen bewachen, die doch auch lieber ihre Freiheit haben möchten.« (Adolf Schultz)<sup>131</sup>

Eine eher morbide Faszination, aber auch Interesse für die Perspektive der anderen Seite schwang in dem Bericht Tiemanns über das von Kameraden gefundene und übersetzte Tagebuch eines gefallenen neuseeländischen Soldaten mit. Dessen Fund und Übersetzung schilderte er als eines der positiven Ereignissen in anstrengender Zeit:

»Z.B. haben wir jetzt das Tagebuch e. gefallenen Neuseeländers übersetzt. Fast 1 1/2 Jahre hat der Mann jeden Tag einige Seiten geschrieben und nicht einen Tag ausgelassen, selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen nicht. Das Buch ist einige 100 Seiten stark geworden. Er war in Ägypten und schließlich uns gegenüber an d. Somme. Er weiß prächtige Bilder zu entwerfen und schildert fabelhaft interessant. Vielleicht kann ich eines der Bücher bekommen<sup>132</sup>.«

Unter den Schreiben der Turner finden sich auch Berichte über Kommunikation zwischen den Soldaten der gegnerischen Schützengräben:

»Wir fertigen eine Scheibe an und zeigen sie den Franzosen, die heftig darauf schießen. Wenn sie es [sic!] nicht treffen, wird es als Fehler angezeigt durch Schwenken eines Stabes. Die Sache macht den Leuten viel Spaß [...].« (Herzog)<sup>133</sup>

<sup>131</sup> VzFw Herzog an die Schwestern, 28.10.1914, KTB, S. 58; Uffz Eylmann an W. Weidehaas, 3.11.1915; Lt Tiemann, 21.3.1917; LStm Adolf Schultz, 27.8.1917.

<sup>132</sup> Lt Tiemann an W. Weidehaas, 5.1.1917.

<sup>133</sup> VzFw Herzog, 25.11.1914, KTB, S. 81.

Ebenfalls in den ersten Monaten des Krieges schilderte Eylmann ein längeres Gespräch mit einem französischen Soldaten aus dem gegenüberliegenden Graben:

»Mit dem schönen Wetter werden die Franzosen gleich friedlicher gestimmt. Sonst schossen die Herren immer recht lebhaft, jedoch schlugen sie einen ganz ungewohnten Ton an. Aus ihrem nur 250 mtr. entfernten Graben konnten wir deutlich französische Lieder vernehmen. Sofort antworteten wir brüllend mit ‚Deutschland über alles‘, was für ca. 15 Minuten einen Heidenklamauk erregte, bis plötzlich die französische Artillerie einsetzte, worauf unsere prompt erwiderete. In der Dämmerung schrie später ein Franzmann zu uns rüber: ›Kameraden, Kameraden! Die Verbindung wurde schnell von uns aufgenommen: Wir: ›Guten Abend, Kamerad.‹ Er: ›Habt ihr noch *Schnaps, Rum?*‹ Wir: ›Ja, sehr viel. Kommt zu uns, wenn ihr nichts mehr zum leben habt.‹ Das ‚leben‘ wurde übel aufgefasst, denn ein gut 20 mtr. zu hoch gehender Schuss war die unerwartete, dafür aber desto schlagfertigere Antwort. Wir: ›Wir haben auch Zigaretten.‹ Er: ›Oh – das lange Gesicht war leider nicht zu beobachten. Er: In ein paar Tagen machen wir Frieden, dann werden wir Euch besuchen.‹ Wir: ›Aber nur unter der Bedingung, dass ihr mit uns gegen die Engländer kämpfen werdet.‹ Er – nachdem er uns die Antwort hierauf schuldig geblieben –: ›Nicht schießen! – Schluss – Seit jener Zeit schießen nun auch die feindl. Infanteristen wirklich weit weniger; scheinbar haben sie von unserer gewohnten Ruhe auch endlich gelernt, denn dass die Bande schon genug hat, bezweifle ich noch. Wenn nicht, müssen sie sich noch ein wenig gedulden, bei nächster Gelegenheit wollen wir sie dann schon kräftig verkloppen<sup>134</sup>.‹«

Er berichtete dabei nicht explizit von einem der seit Beginn des Stellungskrieges an ruhigeren Frontabschnitten häufig vorkommenden informellen Waffenstillstände. Allerdings zeigte er sich erfreut darüber, dass die Franzosen seit dem Gespräch weniger schießen würden. Paradoxerweise führte er dies darauf zurück, dass sie von der Ruhe der Deutschen gelernt hätten<sup>135</sup>. ›Ruhe in diesem Sinne bedeutete aber, nicht aus Nervosität – also unsinnig und ohne Ergebnis, d.h. ohne einen Gegner zu töten – zu schießen. Demnach hätte das

<sup>134</sup> Uffz Eylmann an W. Weidehaas, 13.3.1915 (Hervorhebung im Original). Der teilweise fehlerhafte, aber insgesamt gut verständliche Originaltext der Äußerungen des Franzosen lautet: »Camerades, camarades!« [...] Wir: »Bon soir camarade.« Er: »Avez-vous encore *Schnaps, Rum?*« Wir: »Oui, très beaucoup. Venez chez nous, si vous n’avez pas de vivre.« [...] Wir: »Nous avons aussi des cigarettes.« [...] Er: »En quelques jours nous ferons la paix, alors nous vous visiterons.« Wir: »Mais seulement contre les conditions que vous combatteriez avec nous contre les anglais.« Er: [...] »ne pas fusiler!«

<sup>135</sup> Zu dieser Ruhe siehe auch oben, S. 108 f.

›nervöse‹ Schießen der Franzosen ihm eigentlich ohnehin keine Sorge bereiten müssen.

Der Sinn von Eymanns Darstellung erschließt sich erst, wenn der Blick auf die verschiedenen Formen gegenseitiger informeller Waffenruhen gerichtet wird. In der am stärksten institutionalisierten Form erfolgten diese explizit und umfassend zwischen beiden Seiten, wie etwa an mehreren Frontabschnitten zu Weihnachten 1914. Häufiger waren jedoch implizite Übereinkünfte, mit denen sich die Soldaten das Leben im Schützengraben erleichterten. Bei oft nur wenige Meter auseinanderliegenden Stellungen war es dabei meist problemlos möglich, Gegner zu töten oder zumindest in Unruhe zu halten. Allerdings waren dann Vergeltungsschläge mit ebensolchen Folgen für die eigene Seite zu erwarten. Aus Sicht vieler Frontsoldaten war durch ein derartiges Vorgehen also nichts gewonnen. Dementsprechend bildeten sich schon bald Praktiken des Leben und leben lassen heraus, mit denen etwa gegenseitig auf Beschuss des anderen Grabens während der Verpflegungszeiten verzichtet wurde. Hielt sich eine Seite einmal nicht an derartige Abkommen, so folgte in der Regel Vergeltung durch den Gegner. Die Wahrscheinlichkeit solcher Übereinkünfte war jedoch abhängig von mehreren Faktoren wie den jeweiligen Vorgesetzten, die das informelle Verhalten untersagten, dulden oder gar selbst initiieren konnten. Ebenso waren die vor Ort gegebenen Möglichkeiten der Verständigung mit dem Gegner oder das Ausmaß der Kontrolle durch die übergeordnete Führung, die fast immer dagegen vorging, von entscheidender Bedeutung. Auch gab es Einheiten, die ein aggressives Vorgehen habitualisiert hatten und bei denen dementsprechend Waffenstillstände seltener vorkamen. Mit der zunehmenden Rationalisierung des Grabenkrieges verringerten sich auf beiden Seiten ab etwa 1916 jedoch die Spielräume der eingesetzten Truppenteile, in ruhigeren Frontabschnitten die Situation vor Ort weitgehend selbst zu bestimmen. Die höhere militärische Führung konnte dagegen ihre Kontrolle ausweiten, sodass seitdem derartige Übereinkünfte seltener wurden<sup>136</sup>.

Eymann beschrieb in seinem Brief vom März 1915 offenbar den Beginn einer informellen Übereinkunft, bei der die andere Seite von der »Ruhe« der Deutschen »auch endlich gelernt«, also begriffen habe, dass gegenseitiger Beschuss das Schützengrabenleben nur unnötig erschwere. Untermauert wird dies dadurch, dass er in einem Reserve- regiment, dem RIR 84, Dienst tat. Diese meist in Stellungsdivisionen

<sup>136</sup> Ashworth, Trench Warfare, S. 18–44; Ziemann, Front und Heimat, S. 103–106.

eingesetzten Truppenteile bestanden zu einem größeren Teil aus älteren Soldaten, darunter entsprechend mehr Verheiratete und Familienväter, und zählten daher eher nicht zu den »aggressiven« Regimentern, bei denen informelle Übereinkünfte mit dem Gegner seltener waren<sup>137</sup>. So findet sich auch in der Regimentsgeschichte seines Verbandes ein Bericht über einen angeblich von deutscher Seite begonnenen »Schlammfrieden« im November desselben Jahres, der allerdings an einem anderen Frontabschnitt stattfand:

»Das Wasser war so in den Gräben gestiegen, dass vereinzelt die Leute aus dem Graben stiegen und sich oben auf Bank [sic!] setzten. Als das die Franzosen sahen, setzten auch von ihnen sich Einzelne oben auf den Grabenrand. Teilweise wurden Zigaretten einander zugeworfen. Man tat sich nichts, obwohl man stellenweise nur 20 m auseinander saß<sup>138</sup>.«

Ein Gespür für die Reziprozität der Gewaltanwendung und die Möglichkeit der Verständigung zeigen auch die Schreiben der anderen Turner, die davon berichteten, dass der Gegner auf eigenes Feuer »geantwortet« habe<sup>139</sup>. Dass informelle Übereinkünfte mit dem Gegner bestünden, schrieb jedoch keiner von ihnen. Und auch Eylmann drückte dies nicht explizit aus, sondern betonte gegen Ende noch einmal seine Kampfbereitschaft. Vereinbarungen mit dem Feind erschienen also offensichtlich als nicht opportun und als eine Verletzung der eigenen Pflichten. In diesen Kontext sind wohl auch Eylmanns Äußerungen über die ausgeprägtere Feindschaft gegenüber Großbritannien einzuordnen, aufgrund derer er sogar, scherhaft gesprochen, mit den Franzosen gegen die Briten kämpfen würde. Somit konnte er seine Schilderung mit der verbreiteten Auffassung von »England« als dem mit größerer Priorität zu bekämpfenden Gegner in Einklang bringen. Hatten also schon Berichte über Abmachungen mit den Franzosen den Hauch des Verruchten, ohne jedoch als vollkommen tabu zu gelten, so verbaten sich solche über Verständigung mit den Briten grundsätzlich – ein Muster, dass sich auch in anderen Untersuchungen gezeigt hat<sup>140</sup>. Ob es aber tatsächlich verhältnismäßig weniger Absprachen mit den Briten gegeben hat, ist

<sup>137</sup> Ashworth, Trench Warfare, S. 20–22.

<sup>138</sup> Das Königlich Preußische Reserve-Infanterie-Regiment 84, S. 41.

<sup>139</sup> Vgl. auch Res Behnke an die Familie, 20.12.1914. Zum Prinzip der Reziprozität als Grundlage des Systems von »leben und leben lassen« im Ersten Weltkrieg vgl. Ashworth, Trench Warfare, S. 136.

<sup>140</sup> Reimann, Der große Krieg, S. 181 f. Auch Latzel, Deutsche Soldaten, S. 211–213, nennt unter den von der Westfront stammenden Berichten nur solche über Abmachungen mit Franzosen. Siehe hierzu auch Kap. IV.2 dieser Darstellung.

angesichts anderer Quellen zweifelhaft<sup>141</sup>. Höchstens ist denkbar, deren Vermittlung sei für die deutsche Seite dadurch erschwert worden, weil an Schulen in Deutschland zuerst Französisch und dann Englisch gelehrt wurde. Zudem waren die französischen Streitkräfte zahlreicher, was schlicht die Wahrscheinlichkeit für Absprachen mit deren Truppenteilen erhöhte.

Alles in allem blieben die gegnerischen Soldaten – wenn sie überhaupt genauer thematisiert wurden – in den Mitteilungen der Turner unscharfe Erscheinungen. Wie eingangs erwähnt, ist dies wohl einerseits auf die Umstände des modernen Stellungskrieges und andererseits auf die Kommunikationspraxis, in der zuallererst die eigene Person thematisiert wurde, zurückzuführen. Sobald er jedoch erwähnt wurde, blieb der Gegner in den allermeisten Fällen Mensch, was bei einigen in der Anfangsphase des Krieges so weit ging, ihm eine Deutschland gegenüber grundsätzlich freundliche Haltung zu unterstellen. Auch wenn dieses Darstellungsmuster mit der längeren Dauer des Krieges nicht mehr auftauchte, so wurden doch die Gegner nicht als kriegslüstern und unmenschlich dargestellt, eine Pseudospeziation – das Verleugnen seiner menschlichen Artgenossenschaft –<sup>142</sup> trat in der Kommunikation über ihn also nicht zutage. Allein gegenüber den kulturell fremden Russen oder Kolonialsoldaten waren Abweichungen hiervon möglich, jedoch blieben diese Verfasser in der deutlichen Minderheit, sodass sich hier kein klares Bild ergibt. Ebenso selten waren allerdings explizite Äußerungen über Gefühle der inneren Verbundenheit mit dem Gegner.

Wollten die Turner ihren Kriegsdienst wie vorgeschrieben versehen, so mussten sie, sofern sie nicht in der Etappe eingesetzt waren, irgendwann selbst töten oder im Zuge der militärischen »Arbeitsteilung« dazu beitragen. Es sollen daher nun die Strategien untersucht werden, anhand derer selbst vollzogenes Töten thematisiert wurde. Sprachen die Turner positiv über eigene – d.h. von ihrer Einheit oder anderen deutschen Truppenteilen errungene – militärische Erfolge, so war vor allem zu Beginn des Krieges die Erzählform vom Kampf als Keilerei populär. Demnach erschien der Gegner als »Lausebande« oder »Kerlk«, der »verhauen« wurde. Hierbei konnten sich die Turner an den besonders über Postkarten verbreiteten Darstellungen orien-

<sup>141</sup> Vgl. die zahlreichen Beispiele bei Ashworth, Trench Warfare, S. 24–41, sowie die britischen Selbstzeugnisse bei Reimann, Der große Krieg, S. 184–188, und Molthagen, Das Ende der Bürgerlichkeit?, S. 203.

<sup>142</sup> Stietencron, Töten im Krieg, S. 20–22.

tieren, auf denen die Gegner von deutschen Soldaten »verkloppt« wurden oder »Dresche« erhielten<sup>143</sup>:

»6 Wochen sind wir nun schon draußen und haben den Kerls Dresche gegeben, wo wir sie fanden.« (E. Normann) – »Belgier verhau'n, Franzosen verkloppt / Zu Wattenscheid ins Lazarett gestoppt / Mir geht's hier gut, bald wieder gesund / Verdresche zum Schluss den englischen Hund.« (Behnke) – »Welch ein Segen, dass die Bande Senge kriegt.« (Ahrens) – »Hoffentlich kriegst Du auch bald die Lausebande beim Wickel.« (W. Müller)<sup>144</sup>

Durch die Darstellungsweise vom Kampf als Keilerei mussten die zu schildernden Ereignisse notwendigerweise sehr abstrakt bleiben und waren daher für den Adressaten nur schwer nachvollziehbar. Wollten die Verfasser aber Stolz über ihre eigenen militärischen Leistungen mitteilen, so war dies oft nur schwer möglich ohne das Töten detaillierter zu schildern. So erwähnte Paul Somogyvár in verschiedenen Mitteilungen dasselbe siegreiche Gefecht gegen russische Truppen, von denen viele getötet wurden. Gegenüber der eigenen Familie berichtete er noch zurückhaltend und schrieb sogar vom »furchtbarsten« eigenen Feuer gegen die russischen Soldaten:

»Wir haben einen schweren Tag hinter uns. Die Russen sind in der Nacht vom 1. zum 2. über den Bobr gekommen & griffen uns an [...] Gestern nachmittag haben wir sie zurückgetrieben, ca. 1400 Gefangene hat unsere Division gemacht. Furchtbar haben wir dreingeschossen, nur wenige Russen sind heil über das Eis zurückgekommen<sup>145</sup>.«

Deutlich offener teilte er hingegen Waldemar Weidehaas seine Freude über die gefallenen Russen mit:

»Am 2.III. bei Dunkelwerden hat unsere Division dann die Russen über den Bobr zurückgeworfen, und wie! Wir machten 1500 Gefangene, viele sind nicht heil an das andere Ufer zurückgekommen, denn wir hatten auf der ca. 1500 m breiten mit Schnee bedeckten Eisfläche, von der sich die Feinde wunderbar in der Dunkelheit abhoben, ein sehr gutes Schussfeld.

<sup>143</sup> Vgl. Schneider, Kriegspostkarten des Ersten Weltkriegs, S. 169 f.

<sup>144</sup> VzFw E. Normann an H. Tiemann, 19.9.1914, KTB, S. 37; Res Behnke an M. Chassel, 26.9.1914, KTB, S. 33; Ahrens [Datum und Adressat unbekannt]; Gefr W. Müller an P. Somogyvár, 5.10.1914, KTB, S. 47; vgl. auch H. Hüllmann, 7.11.1914, KTB, S. 77; Lt Tiemann an W. Weidehaas, 29.9.[1917]; H. Hüllmann, 20.12.1914, O. Weidehaas, 31.8.1914, KTB, S. 28, und Lt W. Müller an W. Weidehaas, 5.2.1917.

<sup>145</sup> Uffz Somogyvár an die Familie, 3.3.1915. Eine ähnliche Art der Darstellung wählte er auf einer Karte an die Riege vom 4.3. Allerdings stand ihm hier nur wenig Platz für nähere Ausführungen zur Verfügung, zudem war das folgende Schreiben an Weidehaas auch an die Riege gerichtet, da er davon ausgehen – oder darauf hoffen – konnte, dass dieser die entsprechenden Passagen im Riegenbericht veröffentlichen würde.

Wir Pioniere lagen beim Zurückwerfen der Russen in Reserve und haben nicht in das Gefecht eingegriffen, unsere Infanterie wurde schon allein mit ihnen fertig. Unsere Artillerie schoss den Russen auch noch das Eis entzwei, sodass auch dem Rückzuge auf diese Weise Schwierigkeiten bereitet wurden. Die R. hatten furchtbare Verluste, unsere Maschinengewehre haben nicht schlecht hineingefunkt. Aber das Schönste war, die russ. Maschinengewehre schossen auf die eigenen Leute, ob nun mit Absicht od. ob sie zu kurz schossen, konnte ich natürlich nicht feststellen<sup>146</sup>.«

Das prahlerische Element in seinem Schreiben an Weidehaas verdeckte also offenbar moralische Skrupel, die er gegenüber den Eltern noch aufrechterhalten wollte. Dennoch sprach er auch gegenüber Weidehaas nicht direkt von toten Russen, sondern nur von »Verlusten« oder dass viele »nicht zurückgekommen« seien. Ebenso schrieb Ernst Normann in seiner Beschreibung der Schlacht von Soissons nicht explizit vom Töten:

»Im Walde rumort es fortwährend, mein Horchposten rammt einem Franzosen sein Seitengewehr in den Leib. Wir schießen und haben auch Erfolg, aber die Patronen gehen auf den Rest<sup>147</sup>.«

Als Rechtfertigung dafür, den Gegner zu töten, konnte auch Wut über dessen rechtliches Fehlverhalten dienen. So beschrieb Hermann Hüllmann zwar nicht eine eigene Tat, aber hypothetisch, was er mit einem britischen Flieger in einer Maschine mit falschen Hoheitszeichen machen würde. Seine Schilderung stand dabei im Zusammenhang mit einem Bombenangriff, bei dem viele seiner Kameraden gefallen seien:

»Eine volle Straßenbahn in der Nähe von Blankenberghe ward sein [des Fliegers] Ziel für eine Bombe, die ungefähr 8 Meter von der Bahn hinfiel. Hierdurch wurden leider 50 blaue Jungens getötet resp. verwundet. Die Hälfte soll schon tot sein. Ein solcher Tod, der nicht vor dem Feinde gekommen ist, ist doch sehr traurig. Es ist aber auch die erste Bombe die hier wirklichen Schaden angerichtet hat, trotzdem über Zeebrügge jetzt fast täglich einige Bomben geworfen werden, c'est la guerre. Der Lümmel von Flieger hatte die deutschen Abzeichen, deswegen wurde er gar nicht beachtet. Ich glaube, wenn der hier bei uns heruntergekommen wäre, so hätte er aber keine heilen Knochen mehr im Leib behalten. Ich wünschte nur, dass einmal ein Flieger mit falschen Abzeichen in unsere Hände fällt, ich glaube nicht, dass er erschossen würde, da die Kugel viel zu gut für ihn wäre, der müsste regelrecht zu Tode geprügelt werden<sup>148</sup>.«

<sup>146</sup> Uffz Somogyvár an W. Weidehaas, 15.3.1915.

<sup>147</sup> VzFw E. Normann an W. Weidehaas, 2.2.1915.

<sup>148</sup> OMt H. Hüllmann, 13.2.1915 (Hervorhebung im Original).

Es mischte sich hierbei also seine Wut über die gefallenen Kameraden – und wohl auch Angst, einmal selbst getroffen zu werden – mit Empörung über den angeblichen Bruch des Kriegsrechts, woraus Hüllmann eine Rechtfertigung für entsetzliches Töten herleitete. Angesichts der geringen Wahrscheinlichkeit, dass er selbst einmal eines Fliegers mit falschen Abzeichen habhaft werden würde und der passivischen Formulierung der Tötungsschilderung, gewann er allerdings auch wieder Abstand zu seiner Äußerung. Anders war dies bei einem Bekannten von Waldemar Weidehaas, der vermutlich in einer untergeordneteren Position in derselben Firma arbeitete, auf jeden Fall aber nur eine deutlich geringere formale Bildung vorweisen konnte:

»Mir geht es bis jetzt noch gut, nur vor paar Tagen währ es mir bald am Kragen gegangen, denn wir kamen ein Gehöltz wo die Zuaven wahrn da lag einer der hatte ein Beinschuss ich wollte Ihm verbinden stelle mein Gewehr so an Baum, und wie ich beim Verbinden bin greift der nach mein Gewehr aber schon hatte ich Ihn das weg geschnapt Da war doch eine Kugel zu schade für Ihm, ich drehte mein Gewehr um und nahm den Kolben und was da passierte können Sieh sich wohl denken<sup>149</sup>.« (Ernst Schlottau)

Auch wenn er die Schilderung kurz vor dem Höhepunkt abbrach, schilderte Ernst Schlottau ziemlich offen, wie er einen verwundeten Soldaten getötet hat. Seiner Darstellung nach ging von diesem eigentlich keine Gefahr mehr aus, da er verwundet war und Schlottau das Gewehr wieder ergriffen hatte. Als einzige Rechtfertigung dient also die Wut darüber, als Dank für die eigene Hilfe fast umgebracht worden zu sein. Da er diese Frage nicht weiter thematisierte, bleibt unklar, welche Bedeutung für ihn die Herkunft des Soldaten hatte, der offenbar Zuave, also nordafrikanischer Kolonialsoldat war. Allerdings spricht Vieles dafür, dass die Tötungshemmung gegenüber Menschen, die äußerlich deutlich anders aussehen, eher fällt, da hierdurch eine Pseudospeziation erleichtert wird. So kamen amerikanische Militärsoziologen anhand von Umfragen unter Veteranen zu dem Ergebnis, dass es den meisten US-Soldaten im Zweiten Weltkrieg deutlich leichter gefallen sei, japanische als deutsche Soldaten zu töten<sup>150</sup>. Der Eindruck, dass sich der Tod eines äußerlich deutlich andersartigen Gegners leichter rechtfertigen ließ, scheint auch durch eine Regimentsgeschichte bestätigt zu werden. In diesen Schilderungen finden

<sup>149</sup> E. Schlottau an W. Weidehaas, 11.11.1914, 33.

<sup>150</sup> Vgl. zu dieser Frage Bourke, The Experience of Killing, S. 299, mit Bezug auf die Ergebnisse von Samuel A. Stouffer und Frederick Osborn.

sich sehr selten genaue Beschreibungen des Tötens. Eine Ausnahme bildet ein Bericht über die »erbitterten Handgemenge« der Schlacht von Soissons. Demnach sei später ein Feldwebel des Regiments tot aufgefunden worden, »umgeben von vier Schwarzen, denen er die Schädel eingeschlagen hatte«<sup>151</sup>.

Eine Entwicklung von Tötungsschilderungen ist bei Hans Tiemann zu beobachten. So berichtete er von seinen Erlebnissen während der Offensive von Gorlice-Tarnów im Sommer 1915 noch ohne das Töten explizit zu schildern<sup>152</sup>:

»Es geht unaufhaltsam vorwärts; der Russe wird aus all' seinen hartnäckig verteidigten Stellungen rausgeworfen, leistet aber bis aufs letzte Widerstand und gestern schossen die Kerls sogar noch als wir schon ihren Graben gestürmt hatten; das ist ihnen natürlich sehr schlecht bekommen.« – »Bei Dunkelwerden gingen wir dann in dicken Massen, da inzwischen auch unsere Reserven herangekommen waren, gegen Dorf und Stellung vor, warfen die Russen raus und feuerten stehend freihändig hinter ihnen her<sup>153</sup>.«

Tiemann »feuerte« also entweder nur hinterher oder den Russen »bekam es schlecht« im Nahkampf. Deutlicher wurde er gut ein Jahr später in einem Bericht über die Abwehr eines britischen Grabenüberfalls. Anfangs noch eher sporadisch geführt, bereiteten beide Seiten im Laufe des Grabenkrieges solche Unternehmen immer professioneller vor. Der Zweck war hierbei, durch kurzzeitiges Eindringen in den gegenüberliegenden Graben Informationen zu sammeln, gegnerische Soldaten zu töten und gefangen zu nehmen, Zerstörungen anzurichten, aber auch – nach den Vorstellungen der übergeordneten Führung – den »Offensivgeist« der eigenen Truppe im festgefahrenen Stellungskrieg zu erhalten. Hierzu wurde in der Regel eine kleinere Gruppierung aus zumeist Freiwilligen zusammengestellt, von Routinediensten befreit und mehrere Wochen lang ausschließlich auf diesen Einsatz vorbereitet. Diese häufig hochmotivierten und schwerbewaffneten Soldaten brachten dann, meist mit Feuerunterstützung der eigenen Artillerie und Mörser, für den Gegner »in minutes the maximum of death and destruction«<sup>154</sup>. Tiemann schilderte den Kampf gegen ein solches Kommando in zwei verschiedenen Schreiben. Eines davon ging offenbar an seinen zivilen Arbeitgeber,

<sup>151</sup> Beltz, Das Infanterie-Regiment Herzog von Holstein, S. 33.

<sup>152</sup> Vgl. hierzu Geschichte des 1. Garde-Reserve-Regiments, S. 135.

<sup>153</sup> Gren Tiemann an W. Weidehaas, 20.7. und 2.8.1915.

<sup>154</sup> Ashworth, Trench Warfare, S. 70–75, Zitat S. 70.

war eher sachlich gehalten und wurde noch im selben Monat sogar in einem Kirchenblatt als Feldpostbrief abgedruckt<sup>155</sup>:

»An einer Stelle war der Graben durch Draht gesperrt, dahinter mussten die Engländer sitzen. Unterwegs hatten wir uns schon mit den eisernen Grabenkeulen gefallener Engländer bewaffnet und drangen – mit Handgranaten ausgerüstet – in den Abschnitt vor. Bald hatten wir sie gefasst und viel ist nicht von ihnen übrig geblieben, die Wut auf die Engländer war zu groß. Mit einer freiwilligen Patrouille bin ich in den Drahtverhau vorgegangen, aus dem noch verschiedene Engländer vergeblich den Weg in ihre Gräben suchten. Hierbei gelang mir die Gefangennahme eines Oberleutnants, der sich nachher als Führer des Angriffs herausstellte. Die Tommies sahen unheimlich aus: Gesicht und Hände geschwärzt, einige mit Gasmaske versehen. (Da dem Angriff noch ein Gasangriff vorausging.) Um das rechte Handgelenk trugen sie eine eiserne Grabenkeule und Dolchmesser, in der linken Drahtschere und Revolver und außerdem um den Hals 1 Sack Handgranaten und Blendlaterne, sowie Sprengmunition zum Sprengen unserer Betonunterstände. Der Oberleutnant trug die Brieftasche eines erschlagenen Kameraden bei sich, so dass das ganze Unternehmen als Hauptzweck wohl die Aufgabe hatte, festzustellen, was in unseren Gräben liegt<sup>156</sup>.«

Das andere Schreiben war an Weidehaas gerichtet und enthielt eine sehr viel dynamischere, geradezu enthusiastische Schilderung der Erlebnisse:

»Der erste Engländer!, schwer verwundet, also sind sie *doch* im Graben!! Bald haben wir sie gefasst. Den Graben hatten sie mit Draht versperrt und einen Mann mit Handgranaten dahingestellt. Weg damit! Ich konnte jetzt endlich mal mit unsren lieben Vettern Abrechnung halten, und Ihr könnt beruhigt sein, ich habe mein Möglichstes getan! Einen unheimlichen Zorn hatte ich im Leibe, der schon von August 14 datiert, und außerdem hatte ich einem Engl. seine eiserne Grabenkeule abgenommen; beide Dinge zus. bewirkten dann auch eine rasche und gründliche Aufräumung des Grabens. Tommy hat diesmal nichts zu lachen gehabt ... Im

<sup>155</sup> Der Brief wurde im Blatt der Hamburger Kirchengemeinde von St. Jakobi anonym, aber mit Initialen Tiemanns veröffentlicht. Der St. Jakobi-Kirchenbote. Ein evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für die St. Jakobi-Gemeinde, 12 (1916), 4 (22.10.1916), S. 15 f. Weidehaas und Tiemann arbeiteten beide bei der Reederei G.J.H. Siemers & Co. Da Tiemann den Adressaten des Briefes siezte (»Herr S.«), ist es wahrscheinlich, dass er entweder an den Firmenchef Edmund Siemers oder an dessen Sohn Kurt, der 1904 Mitinhaber wurde, schrieb. Letzterer war zudem Mitglied des Kirchenvorstandes von St. Jakobi, was die Veröffentlichung von Tiemanns Brief in deren Gemeindeblatt erklären dürfte. Siehe Reichshandbuch der Deutschen Gesellschaft, S. 1781.

<sup>156</sup> VzFw Tiemann an Herrn S., 6.10.1916.

Draht steckten noch etliche Herren, die sich anscheinend verlaufen hatten oder denen der Besuch so ausnehmend gut bekommen war, dass sie noch nicht wieder zurück mochten. Also raus aus dem Graben und die Kerls ins Schlepptau genommen. Mir fiel dabei ein Oberleutnant in die Hände, der sich nachher als Führer des Unternehmens entpuppte. Bei ihm fand ich die Brieftasche eines erschlagenen Kameraden; der Ober-Lt. ist uns auf dem Transport gestorben! – Unheimlich sahen die Engl. übrigens aus. Gesicht und Hände geschwärzt, Gasmaske vor, um d. linke Handgelenk ein Messer, ums rechte einen Revolver und e. Keule, um den Hals Drahtschere und Sack mit Granaten. Außerdem fanden wir noch eine große Tasche mit Sprengstoff für unsere ›Bombensicherer‹. Na, die Freude haben wir ihnen gründlich versalzen! Zum Glück ist es den Engl. nicht gelungen, auch nur ein Stück mit nach drüben zu nehmen, denn das war ja, wie aus der gefundenen Brieftasche und 2 Tornistern, die noch im Draht lagen, hervorgeht, die Hauptsache. Nun wissen wir wenigstens, mit wem wir's zu tun haben<sup>157</sup>!«

Zur Darstellung des Ausmaßes der Gewalt und ihrer Gründe finden sich in beiden Schilderungen drei übereinstimmende Erzählelemente. So sei der Kampf erbittert gewesen, da er geradezu atavistisch mit Keulen ausgetragen wurde. Der hohe Pegel der Gewalt sei zudem durch die eigene »Wut« bzw. den eigenen »Zorn« – offenbar verbunden mit dem Auffinden eines erschlagenen Kameraden – gesteigert worden. Schließlich hätte der Gegner mit seinen für den Kampf in der Nacht geschwärzten oder durch Gasmasken verdeckten Gesichtern und der schweren Nahkampfbewaffnung »unheimlich« ausgesehen, was auch durch die Regimentsgeschichte bestätigt wird<sup>158</sup>. Damit zeigt sich erneut die größere Bedeutung der äußerlichen Andersartigkeit des Gegners, die in diesem Fall durch ein fehlendes menschliches Antlitz zum Senken der Tötungshemmschwelle beitrug.

Das – sozusagen nicht chef- und kirchentaugliche – Schreiben an einen vertrauteren Adressaten enthält hingegen noch mehr Einzelheiten. So bemerkte Tiemann hier zusätzlich, dass sein »Zorn« noch vom »August 14« stamme, also vom »Verrat« der »Vettern«, mit denen nun »abgerechnet« wurde. Was das Ausmaß der Gewalt angeht, so fügte er zur Kampfschilderung noch vielsagend hinzu, der Gegner habe »diesmal nichts zu lachen gehabt ...«. Nahm er den britischen Oberleutnant im Brief an seinen Chef noch gemäß des Kriegsrechts gefangen, so fiel ihm dieser im vertrauteren Brief »in die Hände«. Im selben Schreiben schließt hieran – im Gegensatz zur späteren Erwähnung im Brief an den Chef – das Auffinden der Brieftasche des

<sup>157</sup> VzFw Tiemann an W. Weidehaas, 2.10.1916 (Hervorhebung im Original).

<sup>158</sup> Geschichte des 1. Garde-Reserve-Regiments, S. 206.

erschlagenen Kameraden beim britischen Offizier an, worauf im gleichen Satz folgt: »[...] der Ober-Lt. ist uns auf dem Transport gestorben!« Offensichtlich wollte er hiermit andeuten, dass sie den Oberleutnant als Vergeltung einfach getötet hatten<sup>159</sup>. Insgesamt handelt es sich bei Tiemanns Darstellung um eine Verherrlichung der Gewalt in einem Ausmaß, wie sie bei den anderen Protagonisten nicht aufzufinden ist. Seine Auffassung lässt sich dabei mit der auch anhand anderer Quellen beobachteten Wut über die Verletzung des Prinzips von »leben und leben lassen« erklären. Wie bereits gezeigt, institutionalisierte sich Letzteres häufig an ruhigeren Frontabschnitten. Die höhere militärische Führung konnte diese Abmachungen jedoch im Laufe des Krieges immer erfolgreicher durch angeordnete Offensivunternehmen beenden, da hiermit das Vertrauen zwischen den Antagonisten zerstört wurde. Gleichzeitig geriet dadurch eine Spirale aus erlittener Gewalt und immer wieder erneuerter Vergeltung, die sowohl von der militärischen Führung angeordnet als auch aus persönlich empfundener Wut angestrebt wurde, in Gang<sup>160</sup>. Dementsprechend berichtet auch die Regimentsgeschichte von einem auf den britischen Überfall folgenden deutschen Unternehmen, dem fünf gegnerische Soldaten zum Opfer fielen. Die Antwort habe jedoch nicht auf sich warten lassen und infolgedessen wurden bald »fast allnächtlich größere und kleine Patrouillen-Unternehmen gemacht«, »zu denen sich Freiwillige auch von dem neuesten Ersatz in größerer Zahl meldeten«. Schließlich hätten die Kämpfe einen »sehr erbitterten Charakter« gehabt, »sodass es an der bisher verhältnismäßig ruhigen Front nach unserem Eintreffen recht lebhaft wurde«<sup>161</sup>. Ob bewusst oder nicht, berichtete auch Tiemann stolz, nach gesellschaftlich geächteten Grundsätzen, nämlich »Zorn« und Rache, gehandelt zu haben. Bloß als übergeordnete Legitimation nutzte er

<sup>159</sup> Die Darstellung dieses Kampfes in der Geschichte des 1. Garde-Reserve-Regiments, S. 206, deckt sich weitgehend mit Tiemanns. Hier wird allerdings nicht der Tod des britischen Offiziers erwähnt. Vielmehr heißt es, dass dieser in den Graben gebracht wurde. Sollte der Offizier tatsächlich von Tiemanns Männern getötet worden sein, so wäre dies sicherlich ein Grund gewesen, dieses Verbrechen in der Regimentsgeschichte zu verschweigen – insbes. da er selbst davon sprach, dass der erschlagene deutsche Grabenposten zuvor verwundet gewesen sei. Träfe es hingegen zu, dass der britische Offizier lebend überführt wurde, so würde dies den gewaltverherrlichenden Charakter von Tiemanns Darstellung nur noch deutlicher machen.

<sup>160</sup> Ashworth, Trench Warfare, S. 200 f.

<sup>161</sup> Geschichte des 1. Garde-Reserve-Regiments, S. 207.

dabei die sonst für ihn offenbar nicht relevante »Abrechnung für 1914«.

Ein weiteres Merkmal unterscheidet Tiemanns Tötungsgeschichte von den anderen. Soweit es in diesen Schilderungen eine Rolle spielte, war der Protagonist stets Teil größerer Kampfgemeinschaften, die sich in der linear ausgerichteten Taktik der Jahre 1914 und 1915 dem Gegner gegenüber sahen. Tiemann hingegen schilderte in letzterem Brief das moderne Gefecht des Ersten Weltkriegs, in dem sich – zuerst auf deutscher Seite – die Linientaktik zunehmend zugunsten eines in die Tiefe gegliederten ›Wabennetzes‹ kleinerer Gruppierungen verschob, die sich weitgehend selbsttätig gegenseitig unterstützten und Gegenstöße ausführten. Die offizielle Weisung hierzu war im September 1916 noch nicht ergangen. Basierend auf der schon lange vor dem Krieg im deutschen Heer angewandten Auftragstaktik, hatte sich das System aber – angesichts hoher Verluste bei der linearen Verteidigung – in der Truppe bereits in Ansätzen herausgebildet<sup>162</sup>. Michael Geyer sieht in diesem Verfahren den Grund dafür, weshalb die deutschen Soldaten bereits im Ersten Weltkrieg so erbittert und effektiv kämpften: Nicht nur um das Leben ihrer eigenen Kameraden zu erhalten – wie schon die Vertreter der Primärgruppentheorie<sup>163</sup> vermuteten –, sondern auch um selbst zu überleben, blieb den stärker auf sich gestellten Soldaten nichts anderes übrig als zu kämpfen<sup>164</sup>.

<sup>162</sup> Die entsprechende »Vorschrift für den Stellungskrieg aller Waffen. Teil 8: Grundsätze für die Führung der Abwehrschlacht im Stellungskrieg« erging erst am 1.12.1916. Groß, Das Dogma der Beweglichkeit, S. 148 f. Dafür, dass ähnliche Verteidigungsverfahren auch schon früher angewandt wurden, spricht neben der auch von anderen Truppenteilen überlieferten Praxis eine Äußerung in der Geschichte des 1. Garde-Reserve-Regiments, S. 209. Demnach heißt es, dass dem Regiment bereits Ende Oktober 1916 eine Ausbildungsanweisung des Oberkommandos der I. Armee zuging, nach der bestimmte Grundsätze vermittelt werden sollten. Dazu zählten: »a) Erziehung des Gruppenführers und einzelnen Mannes zu größtmöglicher Selbstständigkeit. In den vielfach nur unzusammenhängenden Granattrichtern ist Einwirkung von Zug- und Komp.-Führer äußerst erschwert. [...] e) Schneller, dem Entschluss des Unterführers bis zum Gruppenführer oder beherzten Mann entspringender Gegenangriff über freies Feld.« Vgl. auch Raths, Vom Massensturm zur Stoßtrupptaktik, S. 209. Zur Durchsetzung der Auftragstaktik schon vor 1914 vgl. Leistenschneider, Auftragstaktik im preußisch-deutschen Heer, S. 136 f.

<sup>163</sup> Vgl. hierzu mit entsprechenden Literaturhinweisen Strachan, Ausbildung, Kampfgeist, S. 265 – 268.

<sup>164</sup> Geyer, Vom massenhaften Tötungshandeln, S. 135 – 137; so auch Watson, Enduring the Great War, S. 66 f.

Denn die Gefangenschaft blieb, angesichts der damit verbundenen Unsicherheit und der gerade bei größeren Operationen aufgrund der Nachschubprobleme und der chaotischen Umstände nicht selten geübten Praxis, keine Gefangenen zu machen, nur in Ausnahmefällen eine Option<sup>165</sup>. Erst in den letzten Monaten des Krieges, als sich die Übermacht des Gegners so erdrückend darstellte, dass das Überleben bei freiwilliger Gefangennahme wahrscheinlicher schien, änderte sich dies<sup>166</sup>.

In der Gefechtspraxis des Grabenkriegs bedeutete das selbsttätige Kämpfen, Einbrüche des Gegners in das eigene Stellungssystem sofort im Verbund mit anderen Kampfgemeinschaften durch Gegenstoße zu parieren. Dabei sollte nicht nur das Gelände zurückerobert, sondern vor allem die gegnerischen Kräfte vernichtet werden, um so weitere Angriffe – also für den einzelnen Soldaten: eigene Lebensgefahr – zu verhindern<sup>167</sup>. So spiegelte es sich auch in Tiemanns Schilderung des Gefechts wieder. Demnach setzte zuerst äußerst heftiges britisches Artilleriefeuer ein, das die neuen, sehr jungen Ersatzmannschaften »derartig kaputt gemacht hatte, dass zunächst überhaupt nichts mit ihnen anzufangen war«<sup>168</sup>. Um besseren Schutz vor dem Artilleriefeuer zu erlangen, schickte er sie daraufhin »z.Tl. mit Gewalt in die Sappe«, die vom Gegner weniger als 100 Meter entfernt gewesen und daher, um die eigenen Soldaten nicht zu gefährden, von den Briten weniger beschossen worden sei. Nachdem er den schließlich erfolgten britischen Angriff in seinem Abschnitt abgewehrt hatte, habe er jedoch zum Gegenstoß angesetzt:

»Jetzt springe ich aus der Sappe raus, da links von uns Gestalten auf dem Grabenrand gesehen wurden. Schon kommen mir auch schon einige total irrsinnige Kerls entgegen mit dem Ruf: ›Die Engl. sind im Graben!‹ Dann schmeißt sie doch raus!, habe ich ihnen noch zugeschrien. Da hatte die Nacht sie auch schon wieder verschluckt. Ich mir jetzt schnell

<sup>165</sup> Ferguson, Prisoner Taking, S. 156–160; Watson, Enduring the Great War, S. 71 f.

<sup>166</sup> Geyer, Vom massenhaften Tötungshandeln, S. 137 f.

<sup>167</sup> Ebd., S. 137–139.

<sup>168</sup> Eingeläutet wurde das Gefecht nach Tiemanns Darstellung noch durch das Abhören eines britischen Telefongesprächs mittels unterirdischer Antennen. Hieraus ergaben sich Hinweise auf ein bevorstehendes britisches Unternehmen, die an Tiemann weitergeleitet wurden, sodass dieser vorbereitet war. VzFw Tiemann an W. Weidehaas, 2.10.1916, und an Herrn S., 6.10.1916. Dies ist ein weiteres Merkmal des modernen Krieges, das Tiemann offenbar als solches bewusst war, in dem zunehmend technische Mittel eingesetzt wurden, um ein Lagebild des Gegners zu erhalten. Vgl. Kaufmann, Kriegsführung im Zeitalter technischer Systeme, S. 355 f.

einige Kerls und Säcke mit Handgranaten geschnappt und dann losgestürmt<sup>169</sup>.«

Tiemann ergriff demnach selbst die Initiative, um den Gegner mit einem Gegenstoß wieder »rauszuschmeißen«. Allerdings waren seine Mannschaftssoldaten auf die Härte des Gefechts noch nicht vorbereitet, sondern durch die Gefechtseindrücke »irrsinnig« und panisch geworden. Erst »mit einer freiwilligen Patrouille«<sup>170</sup> konnte er den Eindringlingen nachsetzen. Ob sich der Vorfall im Detail so abgespielt hat, ist schwer zu ermitteln. So ist in der Regimentsgeschichte ein Gefreiter, der als Grabenposten die Briten mit Handgranaten vertrieben habe, der »Held« der Gefechts. Erst danach habe die von Tiemann beschriebene Verfolgung durch Freiwillige der 4. Kompanie, in der er Zugführer war, eingesetzt<sup>171</sup>. Deutlich wird jedenfalls, wie die neuen Kampfverfahren, in denen tatsächlich eine deutlich größere Eigenständigkeit der Soldaten gefordert war, gleichzeitig das Ausmaß der Selbststilisierung der Akteure erheblich befördern konnte<sup>172</sup>.

Obwohl Tiemann nach eigenen Angaben schon Ende Dezember 1916 Nachrichtenoffizier war<sup>173</sup> und damit von direkten Kampfhandlungen ausgeschlossen blieb, schrieb er dennoch weiter vom Töten der Gegner in der ersten Person Plural. Erneut äußerte er sich positiv darüber, und während er vorher den Anblick von gefallenen Gegnern »grauenhaft« genannt hatte, so bezeichnete er jetzt nur noch den »Gestank« der Leichen als störend:

»Tommy ist heute ganz klein und hässlich. Wir haben ihn vergast.« – »Sind mitten drin. Tommy hat blöde Verluste. Wir lassen ihn immer einige 1000 m durchkommen, beauen ihn mit Art. u. hoch zu Ross kamen sie an, dachten, wir wären weg, hatten auch Kavallerie, alles zum Deubel. Jetzt liegen vorn soviel Tommies, dass es d. Leute vor Gestank nicht aushalten können<sup>174</sup>.«

Beide Briefe gingen wohl an die Familie, da er im ersten den Vater anspricht, und offenbar sandte dieser sie als Abschrift an Waldemar

<sup>169</sup> Dieses und vorhergehende Zitate in VzFw Tiemann an W. Weidehaas, 2.10.1916.

<sup>170</sup> VzFw Tiemann an Herrn S., 6.10.1916.

<sup>171</sup> Geschichte des 1. Garde-Reserve-Regiments, S. 206, Rangliste S. 211.

<sup>172</sup> So auch Geyer, Vom massenhaften Tötungshandeln, S. 129 f.

<sup>173</sup> Lt Tiemann an W. Weidehaas, 27.12.1916.

<sup>174</sup> Lt Tiemann an die Familie, 29.9.[1917], Eintrag 5.9; Lt Tiemann an die Familie, 7.5.1917, Eintrag 4.5. (Hervorhebungen durch Verf., Textpassagen im Orig. durchgestrichen). Zum Begriff »grauenhaft« bei Tiemann siehe in diesem Kap., S. 115 f.

Weidehaas. Bezeichnend ist, dass Weidehaas, der die Mitteilungen zur Aufnahme in den Riegenbericht markierte, erstere Passage komplett und in zweiter den Teil strich, in dem sich Tiemann erfreut über den Erfolg der eigenen »tückischen« Tötungsmethoden äußerte. Hatte er Tiemanns Bericht über das erfolgreiche Verteidigungsgefecht gegen den britischen Stoßtrupp noch weiterverschickt, da es seiner Meinung nach den berechtigten Stolz des Freundes widerspiegelte<sup>175</sup>, so hatten sich dessen Äußerungen mittlerweile so weit von dem für Weidehaas akzeptablen Wertekanon entfernt, dass er sie nicht mehr in den Erinnerungsschatz der Riege aufnehmen wollte.

Die wenigsten der Turner schrieben explizit vom eigenen Töten, sondern kleideten es häufiger in den populären Sprachmantel des Krieges als Keilerei. Aber auch die wenigen, die darüber hinausgingen und diese Art der Verschleierung nicht benutzten, beschrieben nicht direkt eigenes Töten. Stattdessen benutzten sie entweder unscharfe Formulierungen wie »drein geschossen«, »hinterher gefeuert«, »nicht viel übrig gelassen« oder sie wandten den Blick der Erzählung kurz vor dem Moment des Tötens ab und beließen es bei Andeutungen, die jedoch auf ihre Täterschaft hinwiesen. Damit entsprach ihre Darstellungsweise offenbar einer verbreiteteren Praxis<sup>176</sup>. Zuschreibungen, die den Gegner bewusst entmenschlichen sollten, konnten hingegen kaum gefunden werden<sup>177</sup>. Besondere Motive für ihre Taten nannten nur diejenigen, die ihren Schilderungen größeren Raum gaben. In diesen Fällen war es fast immer Rache, die eigenes Töten legitimieren sollte. Damit hatte das Töten in den Darstellungen der Turner einen atavistischen Charakter, der losgelöst schien von der übergeordneten nationalen Bedeutung des Krieges, die zur Rechtfertigung offenbar als nicht ausreichend angesehen wurde.

Hans Tiemanns Äußerungen fielen durch ihre gewaltverherrlichende Tendenz aus dem Rahmen der Übrigen. Dabei zählte er noch nicht einmal zu jenen, die am häufigsten »im Gefecht standen, da er aktiv »nur« bis zu seiner Verwundung im August 1915 bei den Kämp-

<sup>175</sup> Dem Schreiben Tiemanns hatte er noch die Worte hinzugefügt: »5/10 hat Hans dafür das E.K. erhalten. Erbitte diese Durchschrift nach Kenntnis nehmend zurück.« Lt Tiemann an W. Weidehaas, 2.10.1916.

<sup>176</sup> Vgl. die Ergebnisse von Reimann, Wenn Soldaten vom Töten schreiben, S. 313, 318.

<sup>177</sup> Reimann, ebd., S. 318, sieht eine Entmenschlichung des Gegners schon darin, dass dieser in den Darstellungen zum Objekt des Tötens gemacht wurde. Diese Interpretation erscheint jedoch zu weitgehend, da hiermit nicht ausreichend zwischen empathischen und pejorativen Deutungen des Gegners unterschieden wird.

fen der Offensive von Gorlice-Tarnów und dann erst wieder als Frontsoldat bei seinem Regiment von September bis Dezember 1916 eingesetzt wurde. Danach übte er die Tätigkeit eines Nachrichtenoffiziers auf Regimentsebene aus, was eine nervenaufreibende und mitunter auch gefährliche Verwendung darstellte, in der er jedoch nicht selbst töten musste und die daher sogar bisweilen einen technisch-zivilen Charakter hatte, wie er selbst schrieb<sup>178</sup>. Als Angehöriger des prestigeträchtigen 1. Gardereserve-regiments gehörte er allerdings einem ›Elite-Verband an, der immer wieder in den Schwerpunkten der Kämpfe wie bei der Offensive von Gorlice-Tarnów, dreimal in der Somme-Schlacht und schließlich in der ›Großen Schlacht in Frankreich von 1918 zum Einsatz kam. Auch war die Anzahl der Gefallenen dieses Regiments mit 3518 deutlich höher als die der Reserveregimenter anderer Turner, die durchschnittlich rund 1000 Mann weniger auf diese Weise verloren<sup>179</sup>. Er gehörte demnach einem Truppenteil an, in dem das Töten weit häufiger vorkam als in anderen und in denen eine solche Verherrlichung der Gewalt offenbar nicht selten im Sprachgebrauch kultiviert wurde<sup>180</sup>. Der Grund für die Anziehungskraft dieses Gewaltkults lag dabei wohl in der Möglichkeit, die Erlebnisse selbst ausgeübter und erlittener Gewalt zu verarbeiten, indem diese so mit Sinn versehen wurden<sup>181</sup>. Der Sinn bestand dabei jedoch allein in der Verherrlichung der Gewalt an sich und ihrer Ausübung. Auf Außenstehende, die den Gepflogenheiten der bürgerlichen Gesellschaft verbunden waren, wirkte dies freilich befremdlich. Hierfür zeigten die Turner der aktiven Infanterieregimenter mit vergleichbar hohen Zahlen von Gefallenen<sup>182</sup>, die also wohl ebenso häufig Gewalterfahrungen machten, eine höhere Sensibilität und erwähnten diese überhaupt nicht im Detail oder beschrieben sie deutlich subtiler. So bat Herzog, nachdem Waldemar Weidehaas ihm eine neue Pistole besorgt hatte, um ein zusätzliches

<sup>178</sup> So schrieb er über seine Tätigkeit: »Später kann ich glatt als Telegrafist, Meldesendzeichner und Brieftaubenfritze gehen.« Lt Tiemann an W. Weidehaas, 4.2.1917.

<sup>179</sup> Geschichte des 1. Garde-Reserve-Regiments, Tafel 6; Das Königlich Preußische Reserve-Infanterie-Regiment 84, S. 339; Hanseaten im Kampf, S. 369.

<sup>180</sup> Vgl. zum Gewaltkult solcher Truppenteile auf Seite der Briten Ashworth, Trench Warfare, S. 83.

<sup>181</sup> Vgl. mit Bezug auf die Nachkriegszeit Kühne/Ziemann, Militärgeschichte in der Erweiterung, S. 43.

<sup>182</sup> Vgl. mit jeweils höherer Anzahl an Vermissten, die wohl zumeist gefallen waren, als das GRR 1 Beltz, Das Infanterie-Regiment Herzog von Holstein, S. 153; Sydow, Das Infanterie-Regiment Hamburg, S. 217.

Magazin, denn: »Acht Schuss sind schnell verpulvert und zum Laden hat man in solchen Augenblicken keine Zeit<sup>183</sup>.«

›Kriegsgeschichten‹

Obwohl dieser Aspekt noch weiter differenziert werden muss, lässt sich konstatieren, dass trotz der Charakterisierung ihrer Erlebnisse an der Front als schrecklich und nervenaufreibend, die meisten Turner in ihren Mitteilungen über den gesamten Untersuchungszeitraum hinweg langfristig hieraus selten Verzweiflung, viel eher aber Stolz auf die eigene Leistungsfähigkeit ableiteten<sup>184</sup>. So schrieben viele ganz offen davon, dass sie Erlebnisse machen wollten, um danach eine ›Kriegsgeschichte‹ erzählen zu können. Diese sollte sie sowohl für die Zeit nach dem Krieg herausheben als auch – durch Vervielfältigung im Riegenbericht – schon währenddessen. Entsprechend bedauerten wieder die Marinesoldaten ihr schmerhaft wahrgenommenes Defizit auf diesem Gebiet:

»Es ist alles, wie gesagt, schön und gut – wenn nur auch mal ein Kriegserlebnis dabei wäre. So wie an den Dardanellen, wo sie ab + zu mal Besuch kriegen und auch mal einen abbuddeln.« (Ahrens) – »Ja, mein lieber Freund, viel wird's nicht werden, denn an der Aisne und Somme wird Kriegsgeschichte gemacht, nicht hier. Hier an der Küste werden eines Tages nur so 14,5–15 cm, 31 cm, 18 cm reingefeuert und dann verzieht sich der Engländer wieder.« (Kastmann) – »Daraus, dass ich von dem langersehnten Bericht spreche, kannst Du schon sehen, Welch' große Freude Du uns damit bereitet hast und dabei haben wir bei unserem faulen Leben, das wir hier leider führen müssen, gar nicht so viel Lebenswürdigkeiten verdient. Wir müssen uns vor den Kameraden von der Armee ja fast schämen, wenn wir wieder nach Hause kommen, da wir bisher unsere artilleristischen Kenntnisse noch nicht verwerten konnten; aber der Krieg ist ja noch nicht zu Ende, + so dürfen auch wir hier die Hoffnung noch nicht aufgeben, einige engl. Schiffe auf den Grund des Meeres zu befördern.« (H. Hüllmann)<sup>185</sup>

<sup>183</sup> Lt Herzog an W. Weidehaas, 17.3.1915.

<sup>184</sup> Vgl. dazu Lipp, Meinungslenkung im Krieg, S. 134–136, die auf das Defizit bei der Erforschung kriegsbejahender Deutungen hinweist und als Beispiele Berichte deutscher Soldaten über ihre Teilnahme an der Somme-Schlacht anführt, in denen diese in erster Linie Stolz auf die eigene Durchhaltefähigkeit äußerten und sich damit selbst stilisierten. Siehe hierzu auch Kap. III.2.b.

<sup>185</sup> ArtMt Ahrens an W. Weidehaas, 10.4.1915; Lt Kastmann an W. Weidehaas, 20.5.1917; OArt H. Hüllmann an W. Weidehaas, 19.1.1915; vgl. auch VzFw Kastmann an W. Weidehaas, 13.1.1915.

Als ideale Geschichte galt mehreren der Turner der ausführliche Bericht Hans Tiemanns über seine Erlebnisse während der Offensive von Gorlice-Tarnów. Hierin schilderte er zwar geradezu verbittert die schrecklichen Erlebnisse, die er dabei gemacht habe<sup>186</sup>. Gleichzeitig legte er hiermit jedoch auch Zeugnis darüber ab, an einer Offensive mit historischer Dimension, die auch heute noch als der größte operative Erfolg des Ersten Weltkriegs gilt<sup>187</sup>, teilgenommen und zu deren Gelingen beigetragen zu haben. Dementsprechend schrieben mehrere der Turner, dass ihn gerade dies gegenüber anderen positiv herausheben und somit seine furchtbaren Erfahrungen kompensieren würde:

»Der lange Hans hat Schweres durchmachen müssen. Dafür hat er später auch die stolzesten Erinnerungen.« (Kastmann) – »Hans Tiemann hat viel mitmachen müssen, und Vieles erlebt, vielleicht mehr als die an der Westfront, und viele Strapazen erleiden müssen, und trotzdem bemeide ich ihn, dass er dabei gewesen, die glänzenden Waffenerfolge mitzumachen.« (M. Chassel) – »Wie ich die Briefe vom langen Hans les, Junge, da stieg richtig in mir der Neid empor, das erinnerte mich so an unser erstes frisch-fröhliches Kriegsvierteljahr bis wir hier vor diesem verdammten Yserkanal festsaßen.« (W. Müller)<sup>188</sup>

So berichteten auch die meisten anderen Turner nach Möglichkeit von Erlebnissen siegreicher Gefechte:

»Meine kleine Kriegsgeschichte seit der ›Winterschlacht in Masuren‹ möchte ich Dir jetzt erzählen, es wird Dir ein Leichtes sein, dieselbe auf der Karte zu verfolgen: [...] Dieses Gefecht bei dem Dorfe Ostrow verzeichnet auch der Bericht unseres großen Hauptquartiers am 4. od. 5. ds.M.« (Somogyvár) – »Unsere Offensive seit Anfang Mai geht glänzend vorwärts.« (M. Chassel) – »Seit etwa 3 Wochen bin ich jetzt schon im Felde, erst am Geschütz, jetzt als Fernsprecher, da gibt's allerhand zu erleben. Denn wenn der Franzmann uns nicht täglich mehrmals die Leitung entzweい schießt, ist er nicht zufrieden, und dann heißt's eben: Auf zum Leitungsflicken! Aber gerade das bringt uns wieder Freude, und wenn die Quasselstrippe wieder heil ist, denn ist man doch so ein ganz klein wenig stolz auf seine Leistung!« (Hamdorf)<sup>189</sup>

<sup>186</sup> Gren Tiemann an W. Weidehaas, 2.8.1915. Siehe Kap. III, S. 105 f.

<sup>187</sup> Groß, Im Schatten des Westens, S. 62.

<sup>188</sup> VzFw Kastmann an Rita und Else Herzog, 22.12.1916; Inf M. Chassel an W. Weidehaas, 24.8.1915 (Hervorhebung im Original); Uffz W. Müller an W. Weidehaas, 23.8.1915.

<sup>189</sup> Uffz Somogyvár an W. Weidehaas, 15.3.1915; Inf M. Chassel an W. Weidehaas, 14.5.1915; Kan Hamdorf an W. Weidehaas, 4.4.1917; vgl. auch VzFw Tiemann an W. Weidehaas, 6.10.1916, und Lt Tiemann, 9.3.1917.

Umso erfreuter muten hierbei die Schilderungen der als Marinesoldaten eingesetzten Turner an, die nun endlich auch einmal von der Teilnahme an einem größeren Ereignis berichten konnten:

»In der Nacht von Sonntag auf Montag Angriff eines Fliegergeschwaders auf unsere Küste glänzend abgewehrt. Famos, im Dunkel: Scheinwerfer, platzende Schrapnells u. Granaten; Leuchtsterne u. Brandgranaten. Grandioses Schauspiel. Vormittags dann hatten, wie in der Ztg erwähnt, unsere Boote erfolgreiches Gefecht mit überlegenem Feind, der Rückzug antrat.« (Weitzenbauer) – »Über den ›Gefechtsbericht‹ von Weitzenb. + Hüllmann war ich ordentlich überrascht! Das habe ich ja doch auch ›mitgemacht + unterschreibe es noch nachträglich!‹ (Ahrens)<sup>190</sup>

Auf gleiche Weise sticht der Brief des Fliegers Rückert heraus, der einige Monate zuvor noch ausschließlich im Etappengebiet oder in der Heimat eingesetzt war. Entsprechend dicht beschrieb er jetzt seine Erlebnisse über der Front:

»Viel habe ich gesehen und erlebt. Flüge in windiger Höhe über den Stellungen im stärksten Trommelfeuer werden mir unvergesslich bleiben [...] Das unaufhörliche Aufblitzen der Geschütze in allen Ecken und Enden, das Einschlagen der Granaten und Aufspritzen der Erdfontänen, das mit einem einzigen Blick übersehen zu können, ist nur dem Flieger vergönnt. Wie gebannt schaut man diesem Durcheinander zu, um plötzlich [bei] einer[!] in der Nähe krepierende[n] Granate oder Schrapnell erschreckt zusammenzufahren. Ja, ja, die Flaks! Die sind hier auf der Höhe und recht zahlreich obendrein! Da heißt es dann mitunter Kurven fliegen, um wieder herauszukommen. Na, mir ging's bislang noch immer gut, aber nicht allen; mitunter muss doch mal einer dran glauben<sup>191</sup>.«

Die meisten der Turner erwähnten zudem relativ gleichmäßig über die Dauer des Krieges verteilt stolz die Verleihung von Orden und Ehrenzeichen wie des Eisernen Kreuzes (EK) beider Klassen und der Landesauszeichnung Hamburgs, des Hamburger Hanseatenkreuzes. Dabei stellten sie diese Auszeichnungen als Ausweis der eigenen Fähigkeiten und Belohnung für bisher Geleistetes heraus:

»Am 20. wurde mir und dem Gefreiten das [Zeichnung EK] II. Kl. dafür [Entdeckung versteckte Sprengladung] verliehen. In dem eben bezwungenen Kowno auf dem Prospekt Nikolajewski wurde mir dasselbe überreicht.« (Somogyvár) – »Aber der silberne Ehrenbecher ›Dem Sieger im Luftkampf‹ ist mir zugesprochen worden [...] Zwei Telegramme erhielt ich: Am 11. war mir das E.K. I verliehen worden und am 12. wurde ich zum Vize-Feldwebel befördert. Dass wir dieses Ereignis gehörig begossen haben, liegt ja klar auf der Hand!« (Rückert) – »Ich wollte Dir übri-

<sup>190</sup> OArt Weitzenbauer an W. Weidehaas, 22.3.1916; Lt Ahrens an W. Weidehaas, 4.7.1916; vgl. auch Mt Weitzenbauer an W. Weidehaas, 31.10.1916.

<sup>191</sup> Uffz Rückert an W. Weidehaas, 28.8.1917.

gens auch noch mitteilen, dass mir vorgestern durch den Komm. General E. v. Boehm persönlich das E.K. I verliehen worden ist. Ich habe mich natürlich sehr gefreut!« (Mensch)<sup>192</sup>

In einigen Fällen wurde allerdings auch der mit ihrer massenhaften Verleihungen profaner gewordene Charakter dieser Auszeichnungen deutlich<sup>193</sup>:

»Außerdem erhielt ich das Karl-Truppenkreuz, welches alle Frontsoldaten, die lange Zeit an der Front sind, erhalten.« (M. Chassel) – »Zu meiner Freude habe ich nun auch das EK, wozu ich schon Anfang Dez. eingereicht war.« (Ahrens)<sup>194</sup>

Die Schreiben der Turner legen insgesamt jedoch nahe, dass Orden und Ehrenzeichen durch die im Laufe des Krieges geradezu inflationsäre Vergabepraxis und die hierbei wahrgenommene Bevorzugung von Offizieren nur innerhalb der militärischen Gemeinschaft an Wert verloren hatten. Gegenüber Zivilisten, denen ihre Mitteilungen galten, dienten diese weiterhin dazu, eigene Verdienste herauszustellen. Dieser Effekt wird durch die massenhafte Verleihung von Orden sogar noch verstärkt worden sein, da hierdurch bei Außenstehenden der Eindruck erweckt wurde, dass nicht ausgezeichnete Soldaten in besondere Weise nicht ihren Pflichten nachgekommen seien<sup>195</sup>.

Einige Turner schrieben explizit im Laufe des Krieges, dass sie gerne an die Front wollten und demonstrierten auf diese Weise ihre Kampfbereitschaft. Allerdings wurde als Begründung hierfür im Militärläger herrschende Langeweile angegeben, die durch einen Kampfeinsatz überwunden werden sollte. Dementsprechend zählten die Verfasser dieser Schreiben überwiegend zu den Marinesoldaten, die einen zwar vergleichsweise ungefährlichen und komfortablen, jedoch auch ebenso eintönigen Dienst in den flandrischen Küstenbefestigungen versahen und hierüber während des gesamten Krieges immer wieder klagten<sup>196</sup>. Dabei waren diese Turner als Angehörige

<sup>192</sup> Uffz Somogyvár an W. Weidehaas, 26.8.1915; VzFw Rückert an die Riege, 20.11.1917; Lt Mensch an W. Weidehaas, 1.11.1916; vgl. auch OArt Weitzenbauer an die Riege, 16.1.1916; Lt Kastmann, 3.8.1917; OMt Kastmann an W. Weidehaas, 23.8.1916; VzFw Rückert an die Riege, 17.1.1918, und Uffz Rückert an W. Weidehaas, 12.5.1917.

<sup>193</sup> Vgl. Winkle, Der Dank des Vaterlandes, S. 165–171.

<sup>194</sup> Kp M. Chassel an W. Weidehaas, 10.4.1917; Lt Ahrens an W. Weidehaas, 28.1.1917.

<sup>195</sup> So auch die Interpretation von Winkle, Der Dank des Vaterlandes, S. 148–152, 160, 344–348. Zur angeblichen Bevorzugung von Offizieren siehe Kap. II, S. 62.

<sup>196</sup> Vgl. die übereinstimmende Charakterisierung des Soldatenalltags an der flandrischen Küste bei Ryheul, Marinekorps Flandern, S. 198.

der Marinedivision im September und Oktober 1914 durchaus in heftigere Gefechte verwickelt gewesen, da ihr Verband während des Herbstfeldzugs die rechte deutsche Flanke schützte und an der Belagerung Antwerpens teilgenommen hatte; Edmund Weitzenbauer wurde hierbei sogar schwer verwundet:

»Beinahe habe ich Lust bekommen, Infanterist zu werden, da die Geschichte hier sehr wenig kriegsmäßig ist und infolgedessen auch ver... langweilig wird. Den nächsten Krieg mache ich als Feldartillerist mit, da die Hunde von Engländern vor der Marine doch zu großen Respekt haben, sodass wir wohl nicht zum Schuss kommen. Das hätte ich 1910 wissen sollen, dann hätte ich aber nicht bei der Marine gedient, so eine langweilige Sache!« (H. Hüllmann) – »Wir liegen hier wieder im tiefsten Frieden. Ein Tag vergeht wie der andere. Hoffentlich geht's bald mal wieder an die Front.« (Kastmann) – »Ich bin seit gestern wieder felddienstfähig und werde in 2-3 Tagen, sobald ich meine Feldausrüstung habe, wieder an die Front gehen. Ich bin sehr froh darüber, dass ich aus diesem Nest wieder rauskomme, denn hier ist noch immer nichts los.« (Weitzenbauer)<sup>197</sup>

Den Wunsch nach einem Kampfeinsatz, mit dem die Langeweile überwunden werden sollte, findet sich jedoch auch in einem Schreiben des Fliegers Rückert. Nur zwei der als Infanteristen eingesetzten Turner äußerten Ähnliches:

»Seit dem 11. d.M. sitze ich nun wieder in Russland, abgeschieden von aller Welt, vollkommen isoliert liegt die Flieg.-Abtlng 1, zu der ich gleich nach meiner Rückkehr kommandiert wurde, da. Regenschauer und Schneegestöber wechseln einander ab. Eintönig und langweilig ist's hier. Wenn man sich wenigstens fliegerisch betätigen könnte, aber daran hindert das schlechte Wetter. Wenn ich hier nur fortkönnte! Ich möchte zu gerne nach Rumänien oder Italien, da kann man doch noch etwas erleben!« (Rückert) – »Na, wir hoffen ja hier von einem Tag zum andern, dass es hier bald losgeht. Denn das Leben hier hinter der Front haben wir so ziemlich alle satt.« (W. Müller) – »Na, lange wird dieses [Bummel-]Leben wohl nicht dauern, erstens wird es langweilig und zweitens höchste Zeit, dass ich wieder Dienst mitmache, da ich sonst zu faul werde.« (Herzog)<sup>198</sup>

<sup>197</sup> OArt H. Hüllmann, 19.1.1915; OMtr Kastmann an die Familie, 11.1.[1915]; OMtr Art Weitzenbauer an die Riege, 17.11.1914, KTB, S. 75; vgl. auch Uffz Ahrens an W. Weidehaas, 3.11.1914, KTB, S. 70; H. Hüllmann 10.11.1914, KTB, S. 77; Lt Kastmann an W. Weidehaas, 20.5.1917; Lt Ahrens an W. Weidehaas, 2.1.1916. Zu den Gefechten der Marinedivision 1914 siehe Kap. III.1.

<sup>198</sup> VzFw Rückert an die Riege, 20.11.1917; Uffz W. Müller an W. Weidehaas, 23.8.1915; VzFw Herzog an W. Weidehaas, 10.9.1915; vgl. auch Uffz W. Müller an W. Weidehaas, 26.4.1916, und 15.10.1915.

Neben Schilderungen der eigenen Kampfbereitschaft gab es auch solche, mit denen die Verfasser ihre Freude über Ruhezeiten oder geringe Gefechtsaktivitäten ausdrückten. Selbst bei vorherrschender Langeweile wären diese Phasen innerhalb eines Fronteinsatzes den gefährlicheren vorzuziehen:

»Etwas langweilig ist's hier zwar, aber ich halte es schon noch etwas aus. Zumal in der Batterie jetzt fast täglich dicke Luft ist.« (Ahrens) – »Wir liegen jetzt an einer ganz anderen Stelle in Verteidigungsstellung, aber die Russen wollen nicht kommen. Gott sei Dank, denn wir sind froh, dass wir noch ein wenig Ruhe haben.« (Somogyvár) – »Ich bin hier in einer Art Lebensversicherungsstellung, hier tut uns kein Mensch was. Ich bilde hier mit 6 Kameraden zusammen Sturmtruppen aus. Und solange wir nicht vor brauchen – und dazu wird's fürs Erste nicht kommen – da halt ich's hier aus.« (W. Müller)<sup>199</sup>

Allerdings betonten mehrere der Turner gleichzeitig, dass sie die ruhigere Zeit als Belohnung für vorhergegangene Strapazen oder gar eine Verwundung sahen und diese somit »verdient« sei:

»Seit dem 1. ds. bin ich nämlich beim Regimentsstab als Gasschutz- und Gerichtsoffizier. Der neue Posten gefällt mir nach den 38 Monaten in vorderster Linie natürlich sehr gut. Ende vorigen Monats war ich eine Woche in Bulin auf der Heeresgasschule. – Feine Sache!« (Mensch) – »Seit Weihnachten befindet sich mich im Spital, wohin mich ein Hbg. Arzt hinabgesandt hat. Im Spital habe ich es gut angetroffen, da ich in der Kanzlei Verwendung finde. Hoffentlich kann ich hier längere Zeit bleiben. Nach den großen Strapazen der Monate Novbr Dezbr finde hier eine kl. Erholung.« (M. Chassel) – »Meine Kugel hat sich auf meinem Knochen breitgeschlagen und ist ganz krumm wieder gefahren. Ich hab mir sie gleich gestern »raus sondieren« lassen, angenehmes Gefühl, fühl mich jetzt aber richtig erleichtert. Überhaupt geht's mir jetzt sehr gut und die Ruhe tut mir sehr gut. Hoffentlich klappt das mit meiner Überführung nach Hbg.« (Tiemann)<sup>200</sup>

Nur Otto Rückert äußerte sich ganz offen froh über seinen dauerhaft ruhigen und angenehmen Dienst. Er fühlte sich allerdings genötigt, diese Aussage am Ende zu relativieren und setzte daher noch hinzu,

<sup>199</sup> Lt Ahrens an W. Weidehaas, 23.1.1917; Uffz Somogyvár an die Familie, 11.3.1915; VzFw W. Müller an W. Weidehaas, 1.1.1917; vgl. auch Lt Somogyvár an W. Weidehaas, 24.2.1918; Kprl M. Chassel an W. Weidehaas, 27.1.1918; Mt Weitzenbauer an W. Weidehaas 25.8.1917.

<sup>200</sup> Lt Mensch an W. Weidehaas, 11.10.1917; Gren Tiemann an W. Weidehaas, 23.8.1915; Kprl M. Chassel an W. Weidehaas, 12.2.1918; vgl. auch Lt Mensch an W. Weidehaas, 1.11.1916 und 3.1.1918; sowie Gefr M. Chassel an W. Weidehaas, 9.10.1916.

dass er als Fluglehrer ebenfalls der Todesgefahr »für das Wohl des Vaterlands« ausgesetzt sei:

»Wenn dann morgens der Regen so schön an's Fenster prasselt und einem gegen 9 Uhr von der Wirtin der Kaffee an's Bett gebracht wird, dann fühlt man sich so richtig wohl. Die armen Kameraden im Felde wird nicht so wohlig um's Herz sein. Als ich im Juli von Graudenz gegen meinen Willen nach hier als Fluglehrer abkommandiert wurde, ahnte ich nicht, wie gemütlich sich die Sache hier entwickeln würde und ich sehe gar nicht ein, weshalb ich mich jetzt während der schlechten Jahreszeit in's Feld melden sollte, dazu ist ja im Frühjahr noch Zeit genug. Außerdem setzt man ja bei der Fliegerei auch sein Leben auf's Spiel, im Dienst für das Wohl des Vaterlands. Während meiner Zeit sind hier bereits 4 Todesflüge vorgekommen; niemand weiß, wer als nächster das Los zieht<sup>201</sup>.«

Da ruhigere Verwendungen also immer unter einem unausgesprochenen Rechtfertigungsdruck standen, bemühten sich diejenigen, die nicht als Infanteristen Dienst taten, darzulegen, dass auch sie hinter der Front stets der Lebensgefahr ausgesetzt seien. Besonders energisch reklamierte der im Rahmen der Küstensicherung Flanderns eingesetzte Edmund Weitzenbauer hierbei den Status des Frontsoldaten ebenfalls für sich:

»Übrigens ist der Aufenthalt hier gar nicht so unkriegsmäßig + gesichert wie Du vielleicht denkst: als vorgestern das Linienschiff X einfuhr, feuerte es versehentlich! einen 8,8 cm-Schuss ab, der hier im Deich krepier-te!! Die Sache ist aber gut gegangen + niemand verletzt.« (Ahrens) – »Ganz energisch lege ich Verwahrung über Deine Auffassung ein, dass ich bisher nicht Frontsoldat gewesen sei: Das war ich, wie jeder Artillerist. Nicht nur am Schießen und Knallen erkennt man den Frontsoldaten. Die Sicherung der flandr. Küste war anstrengender als jetzt das Grabenleben.« (Weitzenbauer)<sup>202</sup>

Ebenso vehement wandte sich Kastmann gegen die Vorstellung, Fliegerangriffe in den rückwärtigen Gebieten seien weniger gefährlich als das Leben an der Front. Hierzu schilderte er detailliert einen solchen Angriff und seine schrecklichen Folgen:

»Nun schreibt Männe Hüllmann im Riegenbericht, für den ich vielmals danke: ›Das Gefühl, wenn ein Flieger über'm Kopf schwebt, ist nicht so schlimm.‹ Wir in Ostende, die jeden zweiten Tag Lesung von feindlichen Fliegern erhalten, sind nun anderer Meinung, denn alle haben wohl einen Bombenwurf in größerer Nähe mitgemacht – als Zielpunkte. Bei uns sauste vor jetzt 2 Wochen eine Bombe herunter und fiel in eine dicht (ca.

<sup>201</sup> Uffz Rückert an die Riege, 14.12.1915.

<sup>202</sup> Uffz Ahrens an W. Weidehaas, 10.4.1915; Mt Weitzenbauer an W. Weidehaas, 15.5.1917.

20 m) bei unserem Hause mündende Nebenstraße [...] Als ich um die Ecke bog sah ich die Opfer des Fliegers auf dem Straßenpflaster liegen: ein kleines Mädchen, als ob es schliefe, wenn man genauer hinsah, bemerkte man jedoch, dass der ganze Hinterkopf fehlte. Außerdem eine Frau und einen Mann. Du kannst es mir glauben: ein entsetzlicher Anblick und dabei lachende Frühlingssonne. Bei einem Gefecht ist es ganz anders. Man weiß, aus welcher Richtung die Granaten kommen und sucht Deckung so gut es geht. Trifft eine Granate, nun dann war man darauf vorbereitet, weil man sehen konnte, wie der Feind sich einschoss. Aber so eine Fliegerbombe fällt aus heiterem Himmel (Der Flieger war übrigens in einer Wolke und konnte nicht beschossen werden. Eine andere Bombe vom gleichen Flieger und am selben Tag fiel in einen mit Mannschaften besetzten Wagen der Küstenbahn und tötete 4. Davon ist aber in den Zeitungen nichts erwähnt, es steht nur von 3 Belgien drin.) Ich fasse also meine Meinung dahin zusammen: eine Fliegerbombe ist nicht einmal als Bettvorleger zu gebrauchen<sup>203</sup>.«

Auf ähnlich drastische Weise versuchte auch der Fluglehrer Rückert, die Gefahren seiner Tätigkeit zu vermitteln. Er bediente sich dabei der genauen Beschreibung des Opfers eines Flugunfalls:

»Ich will damit nur zeigen, dass auch ich hinter der Front so ganz und gar von den Fährnissen des Krieges nicht verschont bin. Zerquetschte Köpfe, heraushängende graue Gehirnmasse und zersplitterte Beine habe ich nun nachgerade zur Genüge gesehen [...] Eine bis auf die Knochen verkohlte Hand war das erste, was wir von dem Flieger sahen. Nach langer anstrengender Arbeit waren wir mit dem Forträumen fertig. Da lag er nun! Verkohlt, gebraten mit 100 Knochenbrüchen [...] Doch der eine Tank hatte die eine Gesichtshälfte vollkommen eingedrückt. Das fehlende Auge ließ das bloßliegende Hirn erkennen; verschoben und zerbrochen war die Nase. Bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt lag er da und wir mussten sehr vorsichtig sein, als wir ihn auf die Bahre legten, sonst hätte er leicht auseinanderbrechen können. Die ganze Sache war grauenhaft scheußlich. So hat R. einen dreifachen Tod gefunden. Den elektrischen Tod durch die Hochspannungsleitung, dann den Aufschlag mit dem Erdboden und den Feuertod<sup>204</sup>.«

Vermieden die meisten Frontsoldaten noch allzu detaillierte Beschreibungen des Anblicks von Toten und Verwundeten, so schilderten der Marinesoldat Kastmann und der Fluglehrer Rückert, der seine Darstellung im Riegenbericht ausdrücklich veröffentlicht sehen wollte, solche Erlebnisse in allen Einzelheiten. Ein besonders grauenvolles Ereignis durchgestanden zu haben wurde damit zum stolzen Zeugnis, das in diesen Fällen deren Singularität aufwiegen sollte. Dabei ver-

<sup>203</sup> OMt Kastmann an W. Weidehaas, 21.3.[1915].

<sup>204</sup> Uffz Rückert an W. Weidehaas, 1.10.1916.

stieg sich Kastmann sogar zu der Aussage, dass eine Bedrohung durch Flieger in den rückwärtigen Gebieten noch gefährlicher sei als durch Artillerie in den Schützengräben. Rückert schrieb allen Ernstes vom »dreifachen Tod«, den ein Flieger in der Welt der Technik erleiden könne.

Trotz der überwiegend positiven Deutungen gab es, wie bereits in Kapitel II erwähnt, auch Turner, die nie bzw. selten den Kriegsdienst derart werteten. Zu denjenigen, die den Krieg von Anfang an negativ einschätzten, zählten die beiden Familienväter Adolf Schultz und Robert Retzlaff. Allgemein können bei den etwas Älteren, d.h. über dreißig Jahre Alten, zu denen auch Adolf Chassel und Fritz Weidehaas zählten, wesentlich seltener positive Deutungen gefunden werden. Zu einer weiteren Gruppe zählten diejenigen, die einen Bruder im Krieg verloren hatten und seitdem ihre Rolle im Krieg nicht mehr positiv sahen wie Kurt Hüllmann und Hans Müller. Ein weiterer Fall, an dem sich die zeitlich bedingte Veränderung gut beobachten lässt, war der Edmund Weitzenbauers. Dieser stellte seinen Einsatz anfangs positiv dar. Nachdem er aufgrund einer Verwundung jedoch als Reserveoffizieranwärter abgelehnt wurde, äußerte er sich überwiegend negativ. Er begründete hierbei den Verlust seines »militärischen Ehrgeizes« mit der ungerechtfertigten Behandlung, die ihm widerfahren und durch die ihm der Weg zum Reserveoffizier verbaut sei:

»Von meinem Kptlnt erfuh ich, dass ich abgelehnt sei, weil ich nicht einwandfrei felddienstfähig bin, was – wenn ich auch bei der kürzlichen Untersuchung gut abgeschnitten habe – aus der Dienstbeschädigungsverhandlung über meine Verwundung, die ich auf Befehl im März oder April aufnehmen lassen musste, hervorgeht. Zuerst darf man sich also fürs liebe Vaterland kaputtschießen lassen, und nachher wird man bei Seite geschoben. Du kannst es Dir wohl ausmalen, in welch' begeistlungsvoller u. dienstfreudiger Stimmung ich jetzt noch bin. Vorgestern war ich froh, als die Engländer mit Bombardieren anfingen; mir wäre eine 30,5 [cm-Granate] in den Magen sehr recht gewesen. Ich dachte bisher Wunder was ich getan hätte, als ich mich von unserer doch ziemlich sicheren Stellung fort zur Infanterie meldete. Den Erfolg habe ich gespürt. Vor einigen Tagen habe ich ein großes Loch gegraben und meinen militär. Ehrgeiz begraben. Ich werde mich nie wieder vordrängen<sup>205</sup>.«

Während die anderen Turner, die nicht zu der Gruppe von weniger Motivierten zählten, Beschwerden über den Dienstbetrieb weitgehend vermieden, äußerte Weitzenbauer in den folgenden Jahren

---

<sup>205</sup> OArt Weitzenbauer an W. Weidehaas, 25.8.1915.

deutlich häufiger seine Kriegsmüdigkeit<sup>206</sup>; auch stammt von ihm die einzige Beschwerde über Offiziere aus der Perspektive eines Mannschaftssoldaten:

»Aus meiner Abkommandierung zur schweren Korpsartl., die ich im vorigen Jahr noch mit großer Freude begrüßt hätte, wird scheinbar nichts. Ich fühle mich auch hier sehr wohl und würde mich jetzt zu halsbrecherischen Sachen durchaus nicht mehr drängen, umso mehr als bei der schweren Korpsart. auch keine besseren Beförderungschancen sind.« – »Später werde ich dann auch gerne die Gelegenheit wahrnehmen und zu Dir mal ordentlich über alles was mich bedrückt, mich ausschimpfen. Es hat wirklich keinen Zweck, alles in sich hineinzufressen, man verbittert sich selbst dadurch das Dasein.« – »Die letzten Tage in der Front waren furchtbar. Unsere ausgebauten Feldwache kriegte 300 Schuss 24 cm-Steilfeuer. Die dicken Betonunterstände purzelten zusammen wie Karthäuser. Unsere Verluste sind entsprechend. Nachts haute ich dann ab, und wurde immer froher, je weiter ich aus der Feuerzone kam. Na, so für 3-4 Monate kann ich es ja jetzt im lieben Dtschld wieder aushalten, hofftl. mit dem gewünschten Erfolg<sup>207</sup>.«

Dabei ist fraglich, ob diejenigen, die den Krieg überwiegend positiv deuteten, auch tatsächlich so empfanden. Vielmehr legt insbesondere das Beispiel Weitzenbauers nahe, dass die meisten das Gefühl hatten, erst besondere persönliche Umstände erlaubten in den Augen der Adressaten eine negative Deutung des Krieges. So waren die Familienväter durch ihre Vaterrolle quasi entschuldigt, während es bei den Turnern, die einen Bruder verloren hatten, ebendiese emotionale Belastung war. In Weitzenbauers Fall hingegen sollte die dauerhafte Benachteiligung im Dienst entschuldigend wirken.

### *b) Friedenssehnsucht und Verweigerungshandlungen*

Neben Bekundungen ihrer Kampfbereitschaft schrieben jedoch fast alle Turner während ihres Kriegsdienstes ebenso von Friedenswünschen. Dabei lassen sich mit der Zeit keine großen Veränderungen hinsichtlich der Anzahl oder Qualität dieser Äußerungen ausmachen. Auf eine Verbundenheit der meisten Turner mit den Vorstellungen der Wandervogelbewegung weisen dabei die immer wiederkehrenden romantisierten Naturdarstellungen hin. In den meisten dieser Schilde-

<sup>206</sup> Vgl. OArt Weitzenbauer an W. Weidehaas, 9.9.1915; Mt Weitzenbauer an W. Weidehaas, 31.10.1916 und 15.5.1917.

<sup>207</sup> Mt Weitzenbauer an W. Weidehaas, 26.6.1916; Mt Weitzenbauer an W. Weidehaas, 14.1. und 9.11.1917. Zur Beschwerde Weitzenbauers siehe Kap. II, S. 62.

rungen war die Natur ein friedliches Refugium, das dem Verfasser eine kurze Zuflucht vor der kriegerischen Realität gewährte, aus dem ihn jedoch letzten Endes wieder die hereinbrechenden Schrecken des Krieges herausrissen:

»Der Wald ist so schön grau, und die Vögel ringsum singen so schön, oft möchte man vergessen, dass überhaupt Krieg ist, aber dann beginnt mal wieder das Sausen und Krachen der Granaten und schon sind die schönen Träume wieder verflogen.« (Hamdorf) – »Im Tale floss ein grüner Fluss (denk an die Karte) und bei klarer Luft sah man das Meer. Zeitweise sah man ein Stimmungsbild des ewigen Friedens, bis man plötzlich durch einen Schuss an die räue Umgebung erinnert wird. Dann stundenlang heftiges Art- und Minenwerferfeuer, die uns leider manchen Soldaten kosten.« (M. Chassel) – »Die ganze Landschaft macht einen so friedlichen Eindruck, dass man glaubt man ist im tiefsten Frieden. An den Krieg werden wir nur durch den fernen Kanonendonner erinnert, der bei günstigem Wetter sehr deutlich von der Westfront herüberklingt.« (H. Hüllmann)<sup>208</sup>

Ausflüge in die Natur, die den Turnern – wie viele von ihnen in Erinnerung an die Riegenfahrten betonten – im Frieden Erholung vom Großstadtalltag gewährt hatten, waren demnach im Krieg dieser Funktion beraubt<sup>209</sup>. Ganz im Gegensatz zu den teilweise im August 1914 in Publikationen aus dem Umkreis der Wandervogelbewegung vertretenen Hoffnungen, der Krieg könne eine aus der zivilisatorischen Enge herausführende »große Fahrt« werden<sup>210</sup>, stellte er sich also in den Schilderungen der Turner als ein durch seine technische Zerstörungskraft beengendes Element dar. Dementsprechend betonten die meisten von ihnen ihren ganz allgemein gehaltenen Wunsch nach Frieden, wozu sie oft den Jahreswechsel als angemessenen Zeitpunkt wählten:

»Wollen hoffen, dass uns dieses Jahr nun den ersehnten Frieden in nicht zu ferner Zeit bringt + dass unser lieber, schöner Freundeskreis von

<sup>208</sup> Kan Hamdorf an W. Weidehaas, 24.5.1917; Tel M. Chassel an W. Weidehaas, 24.6.1916; OMt H. Hüllmann, 14.3.1915; vgl. auch Musk K. Hüllmann an Knüttverein, 24.7.1916; Gefr W. Müller an die Schwester, 30.8.1914, KTB, S. 35; Gefr M. Chassel an W. Weidehaas 6.11.1916; Lt Herzog an W. Weidehaas, 27.5.1915; VzFw Herzog [Ende September - Anfang Oktober 1914], KTB, S. 57; Lt Ahrens an W. Weidehaas, 17.9.1916; OMt Kastmann an die Familie, 21.3.1915.

<sup>209</sup> In den literarischen Darstellungen der Kriegs- und Nachkriegszeit bemerkt Mosse, Gefallen für das Vaterland, S. 134–141, ebenfalls das immer wiederkehrende Naturmotiv, deutet es in diesem Zusammenhang jedoch als Mittel, um die Realität des Krieges zu überdecken.

<sup>210</sup> Fiedler, Jugend im Krieg, S. 35–40.

weiteren schweren Verlusten verschont bleiben möge.« (Ahrens) – »Hoffentlich ist nach Verlauf des nächsten halben Jahres der Friede wieder eingekehrt und sitze ich am 30. Juli wieder bei Euch am Tisch.« (H. Hüllmann) – »Viel Glück im neuen Jahre, das uns den Frieden bringen möge.« (Behnke) – »Möge das neue Jahr nur endlich den langersehnten Frieden bringen, auf das wir uns alle gesund in der lieben Heimat wiedersehen.« (Adolf Schultz)<sup>211</sup>

Wenige schrieben ganz offen, dass sie einfach »keine Lust« mehr hätten:

»Hoffentlich haben die Russen bald genug. Bei dem Dreck und ewig nas- sen Sachen macht die Sache keinen Spaß.« (Somogyvár) – »Meinetwegen kann der Urlaub auch ruhig ausbleiben, wenn wir dafür mit dem ganzen Krieg bald Schluss machen. Wie beurteilt man die Lage und die Friedensaussichten an der Börse? Die Kaufmannschaft hat doch sicher auch keine Lust mehr.« (Mensch)<sup>212</sup>

Angesichts von Meldungen über militärische Erfolge an der Ostfront schilderten viele der Turner ihre Hoffnungen auf nachfolgende Friedensverhandlungen.

»Waffenruhe an der Ostfront! Seit heute auch in unserem Abschnitt. Und Waffenstillstand in Sicht! Der große Wendepunkt ist da. Der Anfang vom Ende, das zu erreichen uns jetzt bald und hoffentlich ohne noch allzu schwere Opfer gelingen muss!« (E. Normann) – »Die Erfolge in Rumänien sind ja sehr erfreulich. Hoffentlich bringen uns dieselben dem Ende dieses Krieges einen Schritt näher.« (Mensch) – »Hier wird jetzt viel vom Frieden und Friedensverhandlungen geredet, es muss doch wohl etwas Wahres daran sein.« (Somogyvár)<sup>213</sup>

Hamdorf schilderte 1918 seine Kriegsmüdigkeit, verband aber die sich andeutende »Endschlacht« im Westen mit Hoffnungen auf einen baldigen Frieden:

<sup>211</sup> Uffz Ahrens an W. Weidehaas, 3.11.1914, KTB, S. 70; OMt H. Hüllmann, 30.1.1915; Uffz Behnke an W. Weidehaas, 30.12.1916; LStm Adolf Schultz an W. Weidehaas, 28.12.1916; vgl. auch Lt E. Normann an W. Weidehaas, 22.12.1917; VzFw Kastmann an W. Weidehaas, 4.1.1917; Lt Herzog an W. Weidehaas, 26.12.1917; VzFw H. Hüllmann, 2.12.1915; VzFw K. Hüllmann an W. Weidehaas, 25.12.1917 und 26.12.1916; LStm Adolf Schultz an W. Weidehaas, 12.12.1917; OMatrArt Weitzenbauer an die Riege, 8.1.1915; Mt Weitzenbauer an W. Weidehaas, 8.1.1917.

<sup>212</sup> Uffz Somogyvár an die Riege, 16.2.1915; Lt Mensch an W. Weidehaas, 27.11.1915.

<sup>213</sup> Lt E. Normann an W. Weidehaas, 4.12.1917; Lt Mensch an W. Weidehaas, 7.12.1916; Uffz Somogyvár an W. Weidehaas, 18.3.1915; vgl. auch LStm Adolf Schultz an W. Weidehaas, 17.4.1917; Lt Tiemann an W. Weidehaas, 18.4.1917; Uffz Somogyvár an W. Weidehaas, 24.6.1915, und an die Familie, 7.3.1915.

»Verpflegung ist [in der Etappe] auch nicht so, wie an der Front, aber hier ist's doch besser als dort! Wir werden hier übrigens einer Sturmdivision zugeteilt, werden also bei den kommenden Ereignissen das Vergnügen haben, in vorderster Linie mitzuwirken. Na, wir sind ja Schlamassel gewohnt, und wenn's denn nur recht bald zum Frieden kommt, dann wollen wir auch diese hoffentlich letzte Kraftanstrengung schon überstehen<sup>214</sup>!« (Hamdorf)

Dass sich fast jeder der Turner schon recht früh den Frieden herbeisehnte, kann also durch ihre vielfachen Wünsche nach einem baldigen Ende des Krieges als sicher gelten. Schwieriger zu beantworten ist hingegen die Frage, wie viele von ihnen sich für einen Siegfrieden aussprachen, da die meist unbestimmten Äußerungen sowohl als Hoffnung auf eine Beendigung der Kampfhandlungen durch Sieg als durch Verhandlung interpretiert werden konnten. Die Wenigsten schrieben ausdrücklich, dass sie sich ein Kriegsende durch ein Überkommen mit dem Gegner wünschten. Nur Kurt Hüllmann ließ in einem Schreiben durchblicken – schrieb es also nicht explizit –, dass er mit weitgehenden Zugeständnissen von deutscher Seite für einen Friedensschluss einverstanden wäre:

»Hoffentlich wird daraus [dem deutschen Friedensangebot] etwas, obgleich ich der Sache noch nicht so recht traue. Es kommt mir eher so vor, als wenn das nur ein Schachzug ist, um der Welt mal wieder unsere Friedensliebe unter die Nase zu reiben. Hier wurde heute schon wieder gefaselt, dass England von uns nur verlangt hätte, dass wir unsere Artillerie und die Flotte ausliefern, das ist natürlich Blech, aber eine ähnliche Antwort wird es wohl geben<sup>215</sup>.«

Jedoch waren es über den gesamten Krieg verteilt auch nur Wenige, die sich explizit für einen Siegfrieden aussprachen. Während Ende 1914 also noch eine größere Gruppe ihre Bereitschaft, für einen siegreichen Frieden zu kämpfen, bekräftigt hatte, schrumpfte deren Zahl im Laufe des Krieges deutlich. Gleichzeitig schrieb keiner der Turner Gegenteiliges, was jedoch eher darauf hinweist, dass es ihnen als nicht opportun galt, sich einen Verhandlungsfrieden offen herbeizusehnen. Insgeheim werden sie sich aber zur selben Zeit unter allen Umständen ein Ende des Krieges und damit auch der Gefahr für das eigene Leben gewünscht haben. So lassen sich die meisten Mitteilungen, in denen die Verfasser einen Siegfrieden befürworteten, eher als nach außen gerichtete Bekräftigungen des eigenen Willens zum Sieg lesen. Dies geschah, indem die Formel vom Siegfrieden an vorangegangene Wünsche nach Frieden und Heimkehr geknüpft wurde:

<sup>214</sup> Gefr Hamdorf an W. Weidehaas, 24.2.1918.

<sup>215</sup> Musk K. Hüllmann an W. Weidehaas, 15.12.1916.

»Heute vor einem halben Jahr stand ich um diese Zeit auf dem Ham. Bahnhof und machte mich klar zur Abfahrt, hoffentlich bin ich nach Verlauf eines weiteren halben Jahres schon wieder auf dem Bahnhof in Hamburg angekommen, aber nur nach einem ruhmvollen Frieden.« (H. Hüllmann) – »Von Deinem Friedensgerede ist noch nichts bei uns zu merken, obgleich wir auch allmählich so weit sind, dass wir den Friedensengel nicht gerade in die Flucht schlagen würden. – Verspricht man sich dort viel von ‚Stockholm?‘ (Mensch) – »Es sind viele Anzeichen für einen sehr frühen Winter da, und sind wir gegen die Kälte sehr gut ausgerüstet worden [...] Trotzdem wäre zu wünschen, dass uns ein strenger Winter einen Strich durch die Rechnung machen würde. – Mir geht es den Umständen entsprechend gut, und vertraue weiter, bis uns endlich ein siegreicher Frieden in die Heimat zurückbringen wird.« (M. Chassel)<sup>216</sup>

Am deutlichsten wird diese Zeugnisfunktion gegenüber den Adressaten in der Heimat an den Briefen Hans Tiemanns, die er 1917 seiner Familie und Waldemar Weidehaas zukommen ließ. Er sprach sich dabei entschieden gegen einen Verhandlungsfrieden aus:

»Vater schreibt vom ‚deutschen Frieden. Ich habe mich über Deine Worte sehr gefreut. Genau wie Du empfindet hier ein jeder, der vorm Feinde steht und sein Blut zu Markte trägt. Denn für so einen hundsgemeinen Scheidemann- oder Erzbergerfrieden lassen wir uns weiß Gott nicht totschießen. Hier ist eine ziemlich erregte Hinwendung gegen diese Weichheit im Vaterlande. Haben wir denn in all diesen furchtbaren Kriegsjahren nicht mehr gelernt als einen Verzichtfrieden? Dann doch lieber gleich zugrunde gehen!« – »Hier ist nebenbei bemerkt alles mit ziemlicher Wut erfüllt über Scheidemänner und Lumpen von Erzberger, die beide an den nächsten Laternenpfahl und nicht in d. Reichstag gehören. Für einen Verzichtsfrieden lässt sich hier draußen jedenfalls kein Mensch totschießen<sup>217</sup>.«

Tiemanns und Menschs Schreiben stammten aus den letzten beiden Jahren des Krieges, als die Kriegserklärung der USA schon erfolgt war und so eine Niederlage Deutschlands trotz der Erfolge in Russland immer wahrscheinlicher erschien. Entsprechend fatalistisch und aufopferungsvoll schrieb Tiemann über den Kriegseintritt der Vereinigten Staaten:

»Jetzt geht's hart auf hart. Schlimmer kann's nicht werden, und was wir hier draußen dazu tun können, um ein siegreiches Ende herbeizuführen,

<sup>216</sup> OMt H. Hüllmann, 31.1.1915; Lt Mensch an W. Weidehaas, 7.5.1917; Gefr. M. Chassel an W. Weidehaas, 6.11.1916; vgl. auch Tel M. Chassel an W. Weidehaas, 1.1.1916; Lt Kastmann an die Familie, 1.11.1916; Lt Mensch an W. Weidehaas, 3.1.1918.

<sup>217</sup> Lt Tiemann an die Familie, 29.9.1917; Lt Tiemann an W. Weidehaas, 29.9.1917.

das geschieht selbst um den höchsten Preis! Der Yankee soll man mal rankommen, wird doch vielleicht staunen<sup>218</sup>!«

So zeichnen sich zumindest in diesen Schreiben – und wohl auch in den gleichartigen Mitteilungen anderer Turner – schon die Konturen der Dolchstoßlegende ab. Als Deutungsangebot stand diese nämlich bereits deutlich vor Kriegsende in den von staatlichen und militärischen Stellen bereitgestellten Propagandaerzeugnissen bereit<sup>219</sup>. Neben Bemühungen, das in ihren »Kriegsgeschichten« gezeichnete Selbstbild nicht zu zerstören, wollten die Turner angesichts einer möglichen Niederlage den Daheimgebliebenen demnach versichern, dass sie trotz ihrer Friedenssehnsucht immer noch durchhalten würden und somit nicht die Schuldigen im Falle einer Niederlage wären.

Im Ersten Weltkrieg wählten Soldaten höchst verschiedene Vorgehensweisen, um sich der mit dem Kriegsdienst verbundenen Lebensgefahr zu entziehen. Zu den verbreitetsten strafbewehrten Formen der Verweigerung zählten absichtliche Selbstverstümmelung, unerlaubte Entfernung von der Truppe und Desertion sowie Gehorssamsverweigerung<sup>220</sup>. Ob einer oder mehrere der verwundeten oder kranken Turner sich ihre Verletzungen selbst zugefügt oder Erkrankungen eigens herbeigeführt haben, ist freilich anhand ihrer Mitteilungen nicht festzustellen. Ebenso wenig lässt sich ausmachen, ob die in Gefangenschaft Geratenen<sup>221</sup> sich freiwillig haben gefangen nehmen lassen. Jedoch schilderten einige der Turner, die zu den genannten Gruppen weniger motivierter Soldaten zählten, wie sie über einen anderen Weg versuchten, ihren Militär- oder zumindest Frontdienst zu beenden. Demnach war es ihr Ziel, durch teilweise sehr ausgefeiltes Einwirken auf die Militärbürokratie ein Ende oder eine Erleichterung ihres Dienstes zu erreichen. So schilderte Kurt Hüllmann, wie er durch Bemühungen seiner Mutter Käthe, die Waldemar Weidehaas kurz darauf schrieb, dass ihr Sohn »das Schützengrabenleben nicht mehr vertragen« könne<sup>222</sup>, in die Etappe versetzt wurde:

»Infolge Reklamation meiner Mutter sitze ich jetzt wieder auf der Etappe, nun wahrscheinlich für dauernd. Wie Du wohl gehört hast, wurde ich gleich als ich in den Graben kam, leicht verwundet. Der Arzt wollte mich mit Urlaub zur Truppe entlassen. Entlassen hat er mich, ja, aber ohne

<sup>218</sup> Lt Tiemann, [März 1917].

<sup>219</sup> Lipp, Meinungssenkung im Krieg, S. 288 – 306.

<sup>220</sup> Ziemann, Front und Heimat, S. 198 – 228.

<sup>221</sup> In den Jahren 1914 und 1915 gerieten Funke und Adolph Schultz in russische, König 1914 in französische Gefangenschaft.

<sup>222</sup> Käthe Hüllmann an W. Weidehaas, 15.10.1917, 13.

Urlaub. Nun muss ich hier wohl noch einige Monate warten. Na, als Etappenschwein braucht man ja auch nicht so viel Urlaub<sup>223</sup>.«

Auch Hans Müller berichtete, dass er durch persönliche Beziehungen vor weiterem Dienst an der Front bewahrt wurde. Nun bat er Waldemar Weidehaas noch um die Vorlage für ein formales Schreiben, mit dem er bei den zuständigen Militärbehörden eine Ausnahmegenehmigung und damit einen dauerhaften Verbleib hinter der Front erreichen wollte:

»Wie Du wohl weißt, bin ich durch die Vermittlung meines Freundes Bendfeld, welcher Vize in meiner Komp. ist, vor dem Abtransport ins Feld verschont geblieben. Da er deshalb mit unserm Kom Feldwebel gesprochen hatte, ist ihm geraten worden, dass ich ein Gesuch durch die Komp. an das Generalkommando richte, auf Verbleiben in der Komp., da meine Eltern und Walter ja nicht mehr sind und ich somit der Einzige für [die minderjährige Schwester] Erika bin, dass ich ab 4. Mai 1915 im Felde war und auch mit meinen Nerven herunter bin, dass ich durch im Felde erlittene Gewebsentzündung im rechten Unterschenkel nicht mehr so dienstfähig bin. Du wirst gewiss schon wissen, wie man so ein Schreiben abfasst. Weiter möchte ich Dich bitten, mir das Ding zuzusenden und dann werde ich an unsern Feldwebel herangehen und ihn um seine Befürwortung bitten<sup>224</sup>.«

Um ein Schreiben an die Militärverwaltung bat auch Adolf Chassel, der dies allerdings selbst vorformulierte. Waldemar Weidehaas sollte in diesem Fall mit seinen »guten Beziehungen« vortäuschen, dass Chassel Land besäße und damit für einen Sonderurlaub zur Anbauzeit infrage käme:

»Bei uns sind »Gebühren-Urlaube« bis 30. Nov. gesperrt und nur Anbau-Urlaube sind offen. Woher jetzt aber Grund-Boden hernehmen. Da dachte ich mir nun, vielleicht ist es Dir bei Deinen guten Beziehungen möglich + schickst ein Gesuch wie beiliegendes Konzept an mich zur Weitergabe an mein Kommando. Wenn ich ein derartiges Gesuch habe, habe die bestimmte Aussicht auf baldigen Urlaub<sup>225</sup>.« (A. Chassel)

Seine »guten Beziehungen« hatten wohl auch Waldemar Weidehaas selbst vor dem Kriegsdienst bewahrt. So sei er nach eigener Aussage trotz seiner offenbar vorhandenen sportlichen Fähigkeiten als Vorturner 1915 nur mit dem niedrigsten Tauglichkeitsgrad »arbeitsverwendungsfähig« (av) gemustert worden<sup>226</sup>. Später schrieb er, dass

<sup>223</sup> VzFw K. Hüllmann an W. Weidehaas, 10.10.1917.

<sup>224</sup> ErsRes H. Müller an W. Weidehaas, 25.2.1918.

<sup>225</sup> Kprl A. Chassel an W. Weidehaas, 2.10.1917.

<sup>226</sup> W. Weidehaas an Schwenke, 26.10.1915, 26.

man ihn zurückgestellt habe, ohne hierfür jedoch Gründe zu nennen<sup>227</sup>.

Unter den eingezogenen Turnern zeigte Retzlaff die ausgeklügeltesten Methoden zur Instrumentalisierung der Militärbürokratie, mit deren Funktionsweise er offenbar durch seine Tätigkeit als Schreiber bestens vertraut war:

»Als g.v. Feld wollte ich nun doch nicht hinausgehen. Andererseits bemerkte ich schon an den Urteilen der höheren Instanzen, dass die Grenzen der Kriegsverwendbarkeit immer weiter gezogen werden, sodass wohl bei Dauer des Krieges noch ins nächste Jahr hinein alles g.v. Material k.v. geschrieben wird. Ich habe mich deshalb darum bemüht, wegen eingetretener Verschlimmerung meines Fußleidens ein besseres Urteil zu erreichen, wurde im August der Korps-Untersuchungskommission vorgestellt und für Feldartillerie k.v. befunden. Damit hatte ich gerechnet und darauf gehofft, weil ich g.v. Heimat doch wohl unter den heutigen Verhältnissen nicht mehr werden kann [...] Ich bin mit dieser Änderung ganz einverstanden, nur will ich mich nicht dazu drängen, das soll man aus Prinzip beim Militär nicht tun! Diese ganzen Ausführungen möchte ich indes nicht irgendwie für die Chronik verwertet sehen, ich wollte Dir nur privat von der inzwischen möglich gewordenen Veränderung Kenntnis geben. Solange der Spruch nicht ausgeführt ist, kann er ja zwischen uns bleiben<sup>228</sup>!«

Die von ihm geschilderten Bemühungen sind dabei im Kontext des im Laufe des Krieges verstärkten »Auskämmens« der wehrfähigen Bevölkerung und der bereits eingezogenen Männer zu sehen. Hiermit sind die Anstrengungen der Militärverwaltung gemeint, möglichst alle körperlich für den Frontdienst tauglichen und nicht in der Kriegswirtschaft tätigen Männer zu identifizieren und den entsprechenden Truppenteilen zuzuweisen. Die hohen »Verluste« der Kampftruppen sollten auf diese Weise etwa durch Soldaten ersetzt werden, die für Frontdienste tauglich waren, tatsächlich jedoch leichtere Tätigkeiten im Etappengebiet oder gar in der Heimat versahen. Ziel war es, hiermit einen zu großen Arbeitskräfteentzug der »kriegswichtigen« Industrie zu vermeiden<sup>229</sup>. Als Schreiber eines Sanitätsarztes beim Besatzungsheer waren Retzlaff diese Maßnahmen, die auch eine durch die Not bedingte Absenkung der Tauglichkeitsbestimmungen beinhalteten, offensichtlich im Detail vertraut. Er konnte demnach nicht hoffen, trotz seiner Fußverletzung weiterhin nur als »garnisonsverwendungsfähig« (gv) eingestuft zu bleiben. Um einen Einsatz

<sup>227</sup> 21. Riegenbericht, Ende Juli 1918, S. 3.

<sup>228</sup> Füs Retzlaff an W. Weidehaas, 15.10.1917.

<sup>229</sup> Wrisberg, Heer und Heimat, S. 88–92, 97.

direkt an der Front zu verhindern, versuchte er demnach, für die Feldartillerie »kriegsverwendungsfähig« (kv) geschrieben zu werden. Seine ausdrückliche Bitte, den Inhalt des Schreibens nicht zu verbreiten, weist jedoch auch auf ein Schamgefühl hin, sich der Lebensgefahr zu entziehen, während die anderen *»ihre Pflicht«* in vorderster Linie taten. Dementsprechend zählten auch die übrigen Frontverweigerer zu denjenigen, die als *»altk galten, verheiratet und Väter waren oder bereits einen Bruder verloren hatten und somit ihr Handeln offenbar entschuldigt sahen.*

Retzlaffs Option für den Dienst bei der Feldartillerie spiegelt sich in den bereits weiter oben thematisierten Präferenzen von Wehrpflichtigen wider, die zuvor in Jugendkompanien gedient hatten und sich daher die Waffengattung aussuchen konnten. Dieser Eindruck wird zudem durch die bereits erwähnte Studie, bei der Daten von 2546 deutschen Kriegsfreiwilligen analysiert wurden, bestätigt. In den dabei untersuchten Stammrollen von badischen, württembergischen und bayerischen Truppenteilen waren Kriegsfreiwillige aus Feldartillerieeinheiten deutlich überdurchschnittlich repräsentiert. Ähnliches gilt für die ebenfalls selten in vorderster Linie kämpfende Pioniertruppe und die prestigeträchtige Kavallerie. Die zeitliche Verteilung der Kriegsfreiwilligen über den Krieg war jedoch sehr ungleich, da sich rund zwei Drittel von ihnen im August 1914 gemeldet hatten<sup>230</sup>. Bei den Zahlen muss noch bedacht werden, dass sie nur die tatsächlich in die Einheiten aufgenommenen Freiwilligen zeigen – eventuell haben sich also sogar noch mehr Wehrpflichtige um eine Aufnahme bei den nichtkämpfenden Waffengattungen bemüht. Dass die hohen Freiwilligenmeldungen zur Artillerie kein Phänomen der Anfangsphase des Krieges waren, in der sich, wie oben gezeigt, eine größere Zahl sehr junger, ungebundener Männer offenbar überwiegend aus Abenteuerlust bereitgestellt hatte, zeigen auch andere Quellen<sup>231</sup>. So heißt es in der ungewöhnlich ausführlichen Geschichte eines Reserve-Feldartillerieregiments über das Ersatzwesen, dass der Ansturm von Kriegsfreiwilligen auch nach der Anfangsphase des Krieges noch

<sup>230</sup> Watson, »For Kaiser and Reich«, S. 73. Zur Problematik seiner quantitativen Auswertung und einer Alternative, mit der sich immerhin annähernd das Verhältnis der Freiwilligenzahlen der einzelnen Waffengattungen zueinander bestimmen lässt, vgl. die in Kap. II, S. 32 f, bereits geführte Diskussion. Zu den Präferenzen von Wehrpflichtigen für bestimmte Waffengattungen siehe Kap. II, S. 50 f.

<sup>231</sup> Watson, »For Kaiser and Reich«, gibt leider nicht an, in welchen Zeiträumen sich Freiwillige zu welchen Waffengattungen meldeten.

angehalten habe. Es sei daher noch im Januar 1915 ein Abteilungsbefehl erlassen worden, mit dem deren weitere Aufnahme untersagt wurde. Doch zumindest bis 1916, wenn nicht sogar bis Kriegsende, habe die Artillerie weiterhin als »bevorzugte Truppengattung« gegolten<sup>232</sup>. Im Falle Retzlaffs ging der Wunsch in Erfüllung, sodass er schließlich zum Feldartillerieregiment 31 versetzt wurde<sup>233</sup>.

Offensichtlich motivierte die vielen Soldaten, die sich freiwillig zur Artillerie meldeten, nicht eine anerzogene patriotische Opferbereitschaft, sondern schlicht die Aussicht, hiermit einer Einziehung zur stets in vorderster Linie kämpfenden Infanterie zuvorzukommen und somit die eigene Lebensgefahr zu reduzieren. Auch die Artillerie wurde zwar mitunter durch die Geschütze oder Kampfflieger des Gegners unter Feuer genommen und konnte bei entsprechender taktischer Lage auch ganz vorne eingesetzt werden, was insbesondere gegen Ende des Krieges zur Tankbekämpfung zunehmend geschah. In der Regel befand sie sich jedoch in deutlicher Entfernung hinter den Schützengräben und beschoss von dort die gegnerischen Stellungen. Dementsprechend zeigt sich, dass wesentlich mehr Angehörige von Infanterie- als von Feldartillerieregimentern gefallen sind, was auch den Zeitgenossen nicht verborgen geblieben sein wird. So starben während des gesamten Krieges im Schnitt in jedem der Reserve- bzw. aktiven Infanterieregimenter, in denen die Turner dienten, 2545 Mann, was gut 70 Prozent der Sollstärke bei Kriegsbeginn ausmacht<sup>234</sup>. Eine Berechnung der Todesfälle von sechs norddeutschen, mit einer Ausnahme aktiven Feldartillerieregimentern ergibt hingegen einen Durchschnitt von 333 während des Krieges gefallenen Soldaten und somit »nur« einen Verlust von rund 29 Prozent der Sollstärke<sup>235</sup>.

<sup>232</sup> Kardel, Das Reserve-Feldartillerie-Regiment Nr. 17, S. 556 f., Zitat S. 557.

<sup>233</sup> Kan Retzlaff an W. Weidehaas, 18.1.1918.

<sup>234</sup> Geschichte des 1. Garde-Reserve-Regiments, Tafel 6; Das Königlich Preußische Reserve-Infanterie-Regiment 84, S. 339; Hanseaten im Kampf, S. 369; Geschichte des Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 86, S. 7; Geschichte des Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 209, S. 12; Beltz, Das Infanterie-Regiment Herzog von Holstein, S. 153; Sydow, Das Infanterie-Regiment Hamburg, S. 217; Geschichte des Schleswig-Holsteinischen Infanterie-Regiments Nr. 163, S. 371. Zur Sollstärke vgl. Der Weltkrieg 1914–1918. Kriegsrüstung und Kriegswirtschaft. Anlagen, S. 506, 512 f.

<sup>235</sup> Das Lauenburgische Feldartillerie-Regiment Nr. 45, S. 158; Königl. Preußisch. Ostfriesisch. Feldartillerie-Regiment Nr. 62, S. 140–144; Holsteinisches Feldartillerie-Regiment Nr. 24, S. 279–290; Das Feldartillerie-Regiment von Scharnhorst, S. 428; Das Niedersächsische Feldartillerie-Regiment Nr. 46, S. XI–XXIV; Kardel, Das Reserve-Feldartillerie-Regiment Nr. 17,

Einschränkend muss erwähnt werden, dass die Sollstärke der Infanterie im Krieg aufgrund der höheren Zahlen an Gefallenen und Verwundeten wohl deutlich seltener erreicht wurde als bei der Artillerie. Zudem bleibt hier die Zahl der Vermissten, die je nach Datenlage mitunter sogar genauso hoch war wie die der offiziell für tot Erklärten, unberücksichtigt. Als vermisst wurden jedoch vor allem Soldaten der Infanterie gemeldet, während dies bei der hinter der Front eingesetzten Artillerie kaum vorkam. Wie den meisten Zeitgenossen bekannt gewesen sein wird, war die Überlebenswahrscheinlichkeit in einem Infanterieregiment also noch weit geringer als die genannten Zahlen erwarten lassen. Noch ungefährlichere Verwendungen als bei der Artillerie waren in der Etappe oder gar in der Garnison für junge, halbwegs gesunde Männer zunehmend schwerer zu erlangen, womit ihnen nur die Artillerie als Alternative blieb<sup>236</sup>.

Am sozialen Hintergrund der Kriegsfreiwilligen, die sich zur Artillerie meldeten, wird deutlich, dass Retzlaff als Bürgerlicher hierbei keine Ausnahme darstellte. Dies und die dahinter stehende Motivation zur Erhöhung der Überlebenswahrscheinlichkeit blieb freilich auch bei den Militärbehörden nicht unbemerkt. So beklagte ein Bezirkskommando in Leipzig mit einem Schreiben vom Juni 1915, dass sich »meist den besseren Ständen angehörende Personen der Einstellung bei der Infanterie dadurch zu entziehen suchen, dass sie bei einer berittenen Waffe, meist beim Train, oder der Artillerie ihre Annahme als Kriegsfreiwilliger oder Einjährig-Freiwilliger erbitten«<sup>237</sup>. In der oben genannten Regimentsgeschichte hieß es ebenfalls, dass während des gesamten Kriegsverlaufs die Freiwilligen des Artillerieregiments »vielfach vorgerückten Alters, kräftiger Körperkonstruktion und fortgeschrittenen Bildung, meist Abiturienten und Studenten«, gewesen seien<sup>238</sup>. Die Angaben über den Beruf zugrunde legend, ordnet auch die zuvor erwähnte Studie die meisten Kriegsfreiwilligen

---

S. 88–95. Zur Sollstärke vgl. Der Weltkrieg 1914–1918. Kriegsrüstung und Kriegswirtschaft. Anlagen, S. 506, 515.

<sup>236</sup> Diesen Aspekt bei der Motivation von Kriegsfreiwilligen gewichtet Watson, »For Kaiser and Reich«, S. 61, nicht ausreichend. Die Ursache hierfür ist sicherlich, dass er das überproportional hohe Aufkommen von Freiwilligen bei der Artillerie aufgrund seiner problematischen Zählweise (siehe Kap. II, S. 32 f.) gar nicht erst in seinem ganzen Ausmaß wahrnimmt.

<sup>237</sup> Hauptstaatsarchiv Dresden, 11352 Stellvertretendes Generalkommando XIX. Armeekorps Nr. KA(P) 24614, Bl. 285 f., zit. nach Watson, »For Kaiser and Reich«, S. 61, Anm. 71. Offenbar durch die Übertragung entstandene Fehler wurden hierbei stillschweigend korrigiert.

<sup>238</sup> Kardel, Das Reserve-Feldartillerie-Regiment Nr. 17, S. 557.

der Artillerie – im Gegensatz zu denen von Infanterie und Pionieren – den höheren sozialen Schichten zu<sup>239</sup>. Doch auch konsequenter Formen der ›Drückebergerei‹ wie die Befreiung vom Militär- oder Frontdienst durch persönliche Beziehungen waren verbreitet und wurden von den Zeitgenossen zumeist mit diesen Gesellschaftsschichten assoziiert<sup>240</sup>.

Angesichts der hier analysierten Briefe und des Befundes, der sich aus anderen Quellen ziehen lässt, scheinen die von den Turnern genannten Überlebensstrategien also spezifisch bürgerlich gewesen zu sein. Dass diese offenbar vor allem von Bürgerlichen angewandt wurden, ist wohl in erster Linie auf die größere Sicherheit im Umgang mit bürokratischen Verfahren und ein besseres Verständnis für die Funktionsweise formaler Organisationen zurückzuführen. So konnten sie zum einen sicherlich besser erkennen, dass eine Freiwilligenmeldung durchaus die Überlebenswahrscheinlichkeit zu erhöhen vermochte und ebenfalls besser abschätzen, zu welchem Zeitpunkt diese sinnvoll war<sup>241</sup>. Ebenso werden sie eher erkannt haben, auf welche Stellen im militärischen Organisationsapparat eingewirkt werden musste. Zum anderen waren sie durch ihre Ausbildung überhaupt erst in der Lage, die hierfür erforderlichen formalen Schreiben mit Bitten um Ausnahmegenehmigungen o.ä. zu verfassen. So waren die Schreibkenntnisse Bürgerlicher, wie die hier diskutierten Briefe zeigen, nach Grammatik, Rechtschreibung und Stil weit überwiegend gut. Insbesondere Menschen aus den ländlichen Regionen und den unterbürgerlichen Schichten im Allgemeinen verfügten damals durch einen erschwerten Zugang zu offiziellen Bildungseinrichtungen häufig nur über rudimentäre Schreibkenntnisse und schrieben daher nicht selten wie sie sprachen<sup>242</sup>. Nicht zuletzt werden Bürgerliche wie Hans Müller und Kurt Hüllmann sicher durch ihre soziale Stellung

<sup>239</sup> Watson, »For Kaiser and Reich«, S. 72, macht dabei jedoch keine Zahlenangaben.

<sup>240</sup> Vgl. Wrisberg, Heer und Heimat, S. 88–92, 97; Das Werk des Untersuchungsausschusses, Gutachten des Sachverständigen Dr. Hobohm, S. 162–164, 176–180.

<sup>241</sup> Vgl. auch Molthagen, Das Ende der Bürgerlichkeit?, S. 232, zum Fall eines bürgerlichen Soldaten, der schrieb, auf einen Offizierlehrgang verzichten zu wollen, um seine Stelle als Schreiber in der Etappe zu behalten.

<sup>242</sup> Siehe die bei Ziemann, Front und Heimat, abgedr. Briefe von Soldaten aus den ländlichen Regionen Südbayerns, in denen meist selbst die elementarsten formalen Regeln nicht beachtet und im Dialekt geschrieben wurde. Vgl. auch das Schreiben Ernst Schlottaus, der offenbar für W. Weidehaas in untergeordneter Position arbeitete, auf S. 138 dieser Darstellung.

ehler persönliche Beziehungen zu höheren Funktionsträgern im Militärapparat gehabt haben und in der Lage gewesen sein, diese entsprechend zu nutzen. Dementsprechend lautete ein zeitgenössisches Sprichwort: »kv., gleich keine Verbindung; gv., gute Verbindung; av., ausgezeichnete Verbindung<sup>243</sup>.« Letzteres war, wie erwähnt, der Tauglichkeitsgrad von Waldemar Weidehaas<sup>244</sup>.

Wenn Bürgerliche offenbar eher diese Überlebensstrategien nutzten, wird dies jedoch nicht nur darauf zurückzuführen sein, dass sie sich ihnen überhaupt als Möglichkeit eröffneten. Ein Vorteil lag wohl vielmehr auch darin, hierdurch nicht unbedingt als »Drückeberger« zu erscheinen. Anders als etwa bei Selbstverstümmelung und Desertion waren diese Handlungen im formalen Sinne legal – derjenige, der sie anwendete, wurde also nicht als Straftäter stigmatisiert. Dementsprechend scheinen sich auch kaum Deserteure aus dem Bürgertum zu finden, während die unterbürgerlichen Schichten hierbei deutlich überrepräsentiert waren<sup>245</sup>. Offiziell mit der Bezeichnung »Kriegsfreiwilliger« versehen, konnten sie sich vielmehr sogar noch als besonders aufopferungsvoll darstellen. Dies war freilich nicht plausibel, solange sie sich zu einem Truppenteil gemeldet hatten, in dem sich der Dienst vollkommen ungefährlich gestaltete. Somit war die Artillerie offenbar nicht nur attraktiv, da junge und weitgehend körperlich taugliche Männer hier leichter aufgenommen wurden, sondern auch, weil sie nicht als die typische Waffengattung für »Drückeberger« erschien. Denn wenn auch die Überlebenswahrscheinlichkeit bei ihr deutlich höher war als bei der Infanterie, so geriet sie doch ebenfalls in den Wirkungsbereich der gegnerischen Waffen, war stets zumindest in Frontnähe und in Ausnahmefällen sogar direkt in vorderster Linie eingesetzt. Vergleiche, die darauf zielen, die geringere Gefährlichkeit des Dienstes in dieser Waffengattung herauszustellen, mussten dementsprechend von den Artilleristen zerstreut werden. So wandte sich der dort dienende Weitzenbauer »[g]anz energisch« gegen die Auffassung, dass er »bisher nicht Frontsoldat gewesen sei<sup>246</sup>. Dass die Frage auch noch bis in die Nachkriegszeit hinein gesell-

<sup>243</sup> Das Werk des Untersuchungsausschusses, Gutachten des Sachverständigen Dr. Hobohm, S. 167.

<sup>244</sup> Siehe oben, S. 163.

<sup>245</sup> So der Befund von Jahr, Gewöhnliche Soldaten, S. 131 f., der hierfür die Daten zweier bayerischer Divisionen zugrunde legt. Überproportional häufig desertierten demnach Arbeiter und Angehörige der subproletarischen Schichten.

<sup>246</sup> Mt Weitzenbauer an W. Weidehaas, 15.5.1917; siehe oben, S. 154.

schaftliche Bedeutung behalten sollte, zeigen die Diskussionen um die Verleihung des 1934 gestifteten »Ehrenkreuzes für Frontkämpfer«. So musste schließlich vom Reichsarchiv festgelegt werden, welche Gruppen von Soldaten unter diesen Begriff fielen<sup>247</sup>. Auch die Regimentsgeschichten der Artillerie scheinen von einer Wahrnehmung dieses latenten Vorwurfs geprägt zu sein. Denn während in allen hier untersuchten Geschichten von Infanterieregimentern auf einer »Ehrentafel stolz die Gesamtzahl der Gefallenen des Verbandes angegeben wurde, unterblieb dies – mit einer Ausnahme – bei denen der Artillerie. Stattdessen wurden hier nur die einzelnen Toten aufgeführt, sodass sie der Leser erst selbst mühsam addieren musste, um auf die Gesamtzahl zu kommen<sup>248</sup>.

### *c) Sinn und Zweck des Krieges*

Kaum explizit beantwortet wurde in den Schreiben der Turner die Frage, wofür der Einzelne kämpfte. Dies ist einerseits wohl auf den Umstand zurückzuführen, dass hierzu genauere Erörterungen notwendig waren, die generell in der Feldpost seltener vorkamen. Andererseits stellte sich die Frage auch nicht zwangsläufig, da die Turner wohl kaum eine Wahlmöglichkeit sahen. Es soll im Folgenden dennoch versucht werden, aus den Mitteilungen die auffindbaren Motivationen herauszustellen. Zumindest dem Fahneneid nach sollte für den Soldaten die Pflicht, dem »allergnädigsten Herrn«, Kaiser Wilhelm II., »getreu und redlich [zu] dienen«, der Hauptantrieb im Krieg sein<sup>249</sup>. In den Darstellungen der Turner wurde dem Monarchen oder anderen Angehörigen der Königsfamilie jedoch nur ein deutlich bescheidenerer Platz eingeräumt. So traten bei Schilderungen von Feiern des kaiserlichen Geburtstags die hiermit verbundenen Vergünstigungen oder der Ansehengewinn bei Vorgesetzten im Falle eines gelungenen Ablaufs der Feierlichkeiten in den Vordergrund:

»Heute am Vorabend von Kaisers Geburtstag gab's wieder Austern und Wein.« (Kastmann) – »Kürzlich war der Prinz Heinrich hier zur Besichtigung. Unser Werk hat ihm so gut gefallen, dass er vorgestern seine Gemahlin auch herschickte, die uns Zigarren + Zig. schenkte.« (Weitzbauer) – »Am 27. haben die Kranken einen Lorbeerkrantz um das

<sup>247</sup> Dazu wurde ein bestimmter Bereich im Umkreis der vordersten Linie, der wohl den Wirkungsbereich der gegnerischen Artillerie umfassen sollte, definiert. Vgl. hierzu Ulrich, Die Augenzeugen, S. 20 f.

<sup>248</sup> Die einzige Ausnahme unter den hier gen. Regimentsgeschichten ist Das Lauenburgische Feldartillerie-Regiment Nr. 45, S. 158.

<sup>249</sup> Abdruck der Eidesformel in Der Feldgrau, S. 40 f.

Kaiserbild gemacht, während ich den Saal gewachst und gebohnert habe, da am 27. General von Bissing kam. Zu mir ist er allerdings nicht gekommen, sonst ist die Besichtigung gut ausgefallen.« (K. Hüllmann)<sup>250</sup>

Auch an einem Schreiben der Schwester von Hans und Walter Müller wird deutlich, wie der Bezug auf den Kaiser im sozialen Umfeld der Turner instrumentalisiert werden konnte. Diese lebte als Vollwaise in einem von ihr als streng charakterisierten Stift für junge Mädchen<sup>251</sup>. Die Feierlichkeiten zum Geburtstag des Stiftgründers im Jahr 1915 beschrieb sie als Ausbruch aus dem rigiden Alltag, da hierzu verwundete Soldaten – die trotzdem einen »famosen Humor« gehabt hätten – eingeladen wurden und die Mädchen »komischerweise« mit ihnen den Nachmittag verbringen durften. Um deren Abzug zu verzögern, hätten sie daher alles Mögliche getan. Da dies nichts nützte und die Soldaten »beinahe von den Bänken« gezogen werden mussten, habe einer von ihnen schließlich ein »donnerndes Kaiserhoch aus[gerufen], in das wir alle einstimmten«<sup>252</sup>.

Bestenfalls nahmen Besuche des Kaisers oder seiner Familienmitglieder den Rang eines Spektakels ein, bei dem der Verfasser eine prominente Person einmal aus nächster Nähe sehen konnte:

»Augenblicklich sitzen wir in dem Fort, was am stärksten zerschossen ist, wir bekommen deswegen heute auch dauernd sehr hohen Besuch, z.B. war heute Prinz August Wilhelm und der Reichskanzler hier und morgen soll sogar S.M. selbst kommen, das wäre doch herrlich, nicht wahr? Ich sitze bis morgen Abend auf Wache, würde den Kaiser also aus allernächster Nähe sehen können«<sup>253</sup>. (H. Hüllmann)

Bei einer solchen Gelegenheit äußerte sich Hans Herzog sogar spöttisch über den hervorgehobenen Charakter von Kaiserbesuchen:

»Hurra! Der Kaiser ist da, heute ist Sonntag, da geht er fein zum Nachmittagskaffee, außerdem habe ich heute hohen Besuch [durch den Freund Walter Müller]<sup>254</sup>.«

Darüber hinaus konnte der deutsche Kaiser auch als Nationalsymbol gelten, dessen Beleidigung durch die gegnerische Partei persönlich genommen wurde:

<sup>250</sup> OMt Kastmann an W. Weidehaas, 26.1.1915; OArt Weitzenbauer an W. Weidehaas, 1.5.1915; San K. Hüllmann, 30.1.1915.

<sup>251</sup> Erika Müller an W. Weidehaas, 2.1.1915, 19. Es handelte sich dabei offenbar um das 1895 »für junge, unverheiratete, unversorgte Töchter gebildeter Eltern« gegründete Heinrich-Schmilinsky-Stift. Vgl. Heinrich-Schmilinsky-Stiftung, 85 Jahre, [S. 5].

<sup>252</sup> Erika Müller an W. Weidehaas, 23.6.1915, 19.

<sup>253</sup> H. Hüllmann, 15.10.1914, KTB, S. 63; vgl. auch ebd., KTB, S. 55.

<sup>254</sup> Lt Herzog an W. Weidehaas, 19.9.1915.

»Neben dieser Villa stand noch ein hübsches kleines Häuschen, welches einem Engländer gehören sollte, der aber ausgekniffen war. Ein Offizier von uns mit diversen Jägern waren neugierig und erbrachen die Tür. Dort fanden sie unter andern einen großen Kalender mit den Bildnissen aller Herrscher Europas, und dem Bild unseres Kaisers waren die Augen ausgestochen. Als sie das sahen, ist nichts mehr heil geblieben im Hause, und sah es nachher furchtbar dort aus<sup>255</sup>.«

Allerdings sollte die auch in den oben genannten Schreiben zutage tretende – und in konstitutionellen Monarchien bis heute übliche – Funktion des kaiserlichen Staatsoberhaupts als Nationalsymbol getrennt werden von der Herrschaftsausübung. Dementsprechend wurde der Kaiser von den Turnern nie mit größeren politischen oder militärischen Entscheidungen in Verbindung gebracht. Wenn im allgemein selten thematisierten Bereich der Politik Personen erwähnt wurden, dann waren dies gewählte Vertreter – unabhängig von den politischen Einstellungen der Verfasser, die offenbar von links- bis nationalliberal reichten<sup>256</sup>. So berichtete Ernst Normann von einem Truppenbesuch des hamburgischen Bürgermeisters Carl August Schröder mit Ansprache »an die Hamburger unseres Regiments«. Den zusammen mit einem Senator erschienenen Besucher hatte er zudem fotografiert und die Aufnahme als Postkarte verschickt<sup>257</sup>. Auch spiegeln Hans Tiemanns Tiraden gegen die Abgeordneten Scheidemann und Erzberger, die nach seiner Auffassung »nicht in d. Reichstag gehören«, gerade seine Wertschätzung des Parlaments wider<sup>258</sup>. Entsprechende Deutungsangebote finden sich auch im Vereinsblatt der HT 16. In einer dort abgedruckten Rede zum hundertjährigen Jubiläum des Vereins begrüßte ein Mitglied, der Schulrat Prof. Dr. Wolfgang Meyer, in seiner Darstellung der Geschichte der HT 16, dass während der Revolution von 1848 das »Turnervolk [...] mehr Erfolg als das große deutsche Volk« gehabt habe. Denn »die oligarchische Alleinherrschaft des Turnrats wurde gebrochen und machte einer demokratischen Verfassung Platz mit Parlament und

<sup>255</sup> Jg. Lewens an die Mutter, 17.10.1914, KTB, S. 66.

<sup>256</sup> Dies legen zumindest die von den Turnern gelesenen Zeitungen nahe. Je- weils mehrfach gen. wurden hierbei die im konservativen Bürgertum ver- breiteten nationalliberalen, jedoch nicht parteigebundenen »Hamburger Nachrichten« sowie das linksliberale »Hamburger Fremdenblatt«. Etwa gleich- mäßig auf beide Zeitungen waren auch die Todesanzeigen der gefallenen Turner verteilt. Zur politischen Ausrichtung der Zeitungen vgl. Sembratzki, Das politische Zeitungswesen, S. 6–8, 30, 91 f., 98–100.

<sup>257</sup> Lt E. Normann an W. Weidehaas, 10.8.1917.

<sup>258</sup> Siehe oben, S. 161.

verantwortlichem Ministerium, die die Grundlage unserer heutigen Verfassung bildet.« Dass in demselben Bericht über den Jubiläumsfestakt ebenso Hochrufe auf den Kaiser erwähnt wurden, zeigt erneut die Entkopplung in der bürgerlichen Vorstellung von Wilhelm II. als Nationalsymbol einerseits und der auf mehrere Instanzen verteilten politischen Macht andererseits<sup>259</sup>. Insgesamt stellte also keiner der Turner seinen Kriegseinsatz als Dienst für den Monarchen dar. Vollends offensichtlich wurde dies bei der Sinngebung des Todes, die niemand von ihnen – anders als es offiziell hieß und auf einigen Gräbern noch zu lesen war – aus dem Dienst »für den Kaiser, sondern eher noch »für das Vaterland« herleitete<sup>260</sup>.

Größere Bedeutung wurde hingegen dem »Vaterland« zugeschrieben. Dessen Landschaften dienten dabei als Projektionsfläche für Heimatsehnsüchte, die beim Überschreiten der deutschen Grenze genannt wurden:

»Dann kam die große Fahrt quer durch das liebe deutsche Land, manche Stunde stand ich am Fenster zu schauen – und in des Jahres letzter Stunde ging es nach Frankreich hinein.« (E. Normann) – »Im lieben Vaterlande angelangt, wir halten gerade in Düren, werde wohl nach Magdeburg ins Lazarett kommen.« (H. Müller) – »Jetzt pendeln wir im Zugwagen 1er Kl. Im Schneekentempo durch das liebe schöne Deutschland, die Lüneburger Heide haben wir nochmal schön genießen können [...].« (K. Hamdorf)<sup>261</sup>

Ebenso erfuhren deutsche Erzeugnisse als Vertrautes in der Fremde eine höhere Wertschätzung:

»Vor einigen Tagen habe ich Löhnnung bekommen, aber die hält hier nicht lange an, da hier im Ort ein deutscher Wirt wohnt, der auf deutsche Art gebrautes Bier verkauft, und seine Landsleute muss man doch unterstützen, nicht wahr?« (H. Hüllmann) – »Du glaubst nicht, mit welcher Freude man in der jetzigen Lage [als Kriegsgefangener] eine deutsche Zigarre schmökt.« (König)<sup>262</sup>

In einer pathetisch überhöhten Weise bezog sich nur Hans Müller in einem Brief auf Nation und Vaterland. Doch bestand der Sinn dieses Schreibens ganz offenbar eher darin, etwas Papierfüllendes zu produ-

<sup>259</sup> Magnus, Der Festabend, S. 65, Zitate S. 68.

<sup>260</sup> Siehe hierzu Kap. V.

<sup>261</sup> Lt E. Normann an W. Weidehaas, 2.1.1918; ErsRes H. Müller an W. Weidehaas, 4.8.1916; Kan Hamdorf an W. Weidehaas, 20.11.1916; vgl. auch LStm Adolf Schultz an W. Weidehaas, 9.3.1917; Uffz Behnke an W. Weidehaas, 17.5.1916; Uffz Somogyvár an W. Weidehaas, 22.4.1915 und 9.11.1917; M. Chassel an die Riege, 18.2.1915.

<sup>262</sup> H. Hüllmann, 18.11.1914, KTB, S. 82; Gefr König an W. Weidehaas, 10.2.1915.

zieren, das gleichzeitig lustig und geistreich erscheinen sollte. So schloss er ein Schreiben an den »Knüttverein«, in dem er auf humorvolle Weise Möglichkeiten einer passenden Anrede diskutierte, mit folgenden Sätzen:

»Mir brummt der Schädel: Ich finde keinen Ausweg, doch seht! Was verbündet uns denn heute mehr denn je und lässt uns fester zusammenschließen? Das ist das Band der Liebe zum Vaterland. Also: *Deutsche Schwestern und Brüder!* Hoffentlich findet diese Anrede der freundlichen Leserinnen Beifall<sup>263</sup>.«

Explizit auf ihre Funktion als ›Vaterlandsverteidiger‹ wiesen nur Paul Somogyvár und Hans Hüllmann hin:

»Unwillkürlich sah ich an mir herunter: Die Feldgrauen, ach ja, Du gehörst ja auch dazu, um beizutragen Deinen Teil, dass diese [russischen] Horden nicht wieder eindringen.« (Somogyvár) – »[...] ich [...] freue mich immer wieder, dass wir den Krieg in Feindesland führen, und möge es Gott verhüten, dass wir gezwungen werden, uns einmal so weit zurückzuziehen, dass wir vor Friedensschluss wieder in unser Vaterland kommen.« (H. Hüllmann)<sup>264</sup>

Einmalig in der Art der Sinngebung des Krieges waren hingegen die Äußerungen Arnold Schwenckes vom Oktober 1915. Dieser hatte sich nach eigener Aussage die Mühe gemacht, ein rund zwölfseitiges, als »Kriegsglaubensbekenntnis« bezeichnetes Schreiben zu verfassen und an Waldemar Weidehaas zu schicken. Jedoch sei dies nicht angekommen, weshalb er in einem weiteren Brief dessen Inhalt zusammenfasste:

»Ich hatte mir von der Seele meine Stellung dem Kriege gegenüber geschrieben; hatte an der Hand kleiner Döntjes Euch geschildert, wie ich – meinem Empfinden nach – auf einem andern Beobachtungsposten wie die meisten von Euch stehe, wie sich für mich der Krieg allmählich zum herrlichsten Ereignis meines Lebens verdichtet. Gewaltige Kulturaufgaben klopfen an unsere Tür. Mein Herz ist zum Sprengen voll, für meinen Teil als Volksschullehrer bei dem kleinen Volk zu wirken. Ich sprach von Deiner Ansicht von glücklichen Augenblicken, wo Ihr auf Eurem Ausflug für einige Stunden den Krieg vergessen konntet. Nein, mein lieber Waldi, nie, nie will ich ihn, den herrlichen Volksreiniger, die Kulturwoge trotz aller Tränen, trotz des vielen Blutes vergessen. Gern gebe ich mein Leben, das ich heute so schätze u. lieb habe wie nie sonst. Ich hätte aufgrund meiner dilettantisch wissenschaftlichen Beschäftigung noch kürzlich mit den herrlichsten Zeugnissen ausgerüstet, hinter der Front im Laboratorium beschäftigt werden können; aber, lieber Waldi, es *gebt einfach nicht*. Von hier möge mich ein Höherer abberufen. Hier ist das Leben,

<sup>263</sup> ErsRes H. Müller an Knüttverein, 11.6.1915, 3 (Hervorhebung im Original).

<sup>264</sup> Uffz Somogyvár an W. Weidehaas, 22.4.1915; H. Hüllmann, 20.12.1914.

das wert ist, gelebt zu werden. Und wenn ich als Krüppel heimkehre? Waldi, ich hätte hier wenig gelernt, wenn ich denn das Leben als verpfuscht betrachte. Solange ein Sternenhimmel sich über uns wölbt, so lange es Goethe u. Beethoven gibt, solange haben wir nicht das Recht zu murren. Du lächelst, lieber Waldi, über den albernen Enthusiasten. Ja, das wusste ich. Aber vielleicht, so Gott es gibt, kann ich es Euch erklären, wie ich in all dem Graus um mich innerlich so heiter u. glücklich bin. Ich darf nicht vorgreifen, aber, weißt Du, mein Junge, ich habe mir schon manchmal gewünscht, hier in all dem inneren Reichtum bei Erfüllung der herrlichsten Pflicht vom Tode ereilt zu werden. Waldi, Du und Ihr andern daheim *leistet* genau dasselbe wie ich krumstiebeliger Landsturmmann; nur wird es schwerer für Euch zu jubeln, Ihr fürchtet, man könnte Euch – wie alberne Narren reden – im sichern Hafen eine übers Maul hauen. Nein Waldi, Du und alle freut Euch der großen, wertwendenden Zeit von heute<sup>265</sup>!«

Schwencke wies in seinem Brief dem Krieg eine kathartische Funktion als »Volksreiniger« zu und versprach sich dadurch eine größere Hinwendung aller Bevölkerungsschichten zur »Kultur« im Sinne von »Goethe und Beethoven«, aber wohl auch zu anderen »höheren« Werten. Als Volksschullehrer sah er damit eine große und erfüllende Aufgabe auf sich zukommen. Da sich für ihn der Krieg zum »herrlichsten Ereignis« seines Lebens verdichtet habe, habe für ihn selbst der eigene Tod seinen Schrecken verloren. Er war damit der einzige unter den Turnern, der den Krieg vergleichbar mit vielen Intellektuellen der Zeit als Katharsis und als metaphysisches Ereignis deutete, vor dem die Bedeutung irdischer Dinge verschwinde<sup>266</sup>. Das Ziel des Krieges war damit nicht etwa ein politisches, sondern das Kriegsmachen an sich, von dem er sich eine Verbesserung der Gesellschaft versprach. Dabei war ihm durchaus bewusst, dass diese Sicht außergewöhnlich war und er nahm daher an, dass sie auf die Ablehnung oder zumindest Verwunderung der anderen »über den albernen Enthusiasten« stoßen werde.

Schwenckes Bekenntnis lässt sich am überzeugendsten als Versuch erklären, den Krieg mit Sinn zu versehen und dadurch verarbeiten zu können. So verschwieg er in seinem »Kriegsglaubensbekenntnis« die Schrecken des Krieges nicht, einschließlich der Gefahr, selbst zum »Krüppel« zu werden. In einem früheren Schreiben hatte

<sup>265</sup> LStM Schwencke an W. Weidehaas, 15.10.1915 (Hervorhebungen im Original).

<sup>266</sup> Aufgrund des günstigen Quellenzugangs sind derartige Deutungen sehr gut erforscht. Vgl. z.B. Fries, Die große Katharsis, sowie die Aufsätze in dem Sammelband Kultur und Krieg. Auch bei einigen Vertretern der Jugendbewegung war dieses Motiv zu finden, siehe Fiedler, Jugend im Krieg, S. 64 f.

er den Krieg sogar in außergewöhnlich negativer Weise als »sinnloses Morden« charakterisiert<sup>267</sup>. Um angesichts des Grauens und der selbst wahrgenommenen »Sinnlosigkeit« den Krieg dennoch verarbeiten zu können, musste er also besondere Anstrengungen machen. Zur Sinnstiftung reichten ihm offenbar weder politische noch genuin religiöse Deutungsangebote aus – entsprechend weit hatte er in den metaphysischen und in die Zukunft verschobenen Bereich auszuholen. Ein Indiz dafür, dass er den Krieg erst nach der eigenen Gewalterfahrung mit diesem alles überragenden Sinn versehen hatte, ist die Tatsache, dass er sich nicht freiwillig gemeldet hatte. Dieses logische Problem erkannte er und entgegnete in seinem Brief daher im Voraus, dass er, wäre er nicht froh, an der Front zu sein, sich schon lange, »mit den herrlichsten Zeugnissen ausgerüstet«, um eine Verwendung im Heimatgebiet bemüht hätte. An dieser Rechtfertigung wird allerdings gleichzeitig die Zeugnisfunktion seines Schreibens deutlich, mit dem er sich von anderen abheben und das eigene Pflichtbewusstsein betonen wollte.

Die Reaktionen auf Schwenckes Brief zeigen, wie schwer es war, dessen Sinnstiftungsversuch sachlich zu begegnen. Vielleicht weil er schon fast genau einen Monat nach Verfassen seines Bekenntnisses fiel, konnte sich kaum einer zu seinem im Riegenbericht wiedergegebenen Schreiben äußern; wahrscheinlich wollten es Viele aber auch einfach nicht. Nur Edmund Weitzenbauer schrieb kritisch angesichts der schwer nachvollziehbaren Begeisterung über den Krieg:

»Onkel Ahnus glühende Schilderung mutet mich sehr merkwürdig an. Gibt es wirklich noch derart Begeisterte? Dann, lieb' Vaterland, magst ruhig sein. Ich glaube unsere Stimmung ist eine ganz andere. Wer wohl schuld daran ist?«<sup>268</sup>«

Die restlichen Turner äußerten sich erst anlässlich seines Todes und dann, wohl um dem Toten alle Ehre zu bereiten, ausnahmslos anerkennend über seinen Idealismus<sup>269</sup>.

Aufgrund der für jeden ersichtlichen praktischen Relevanz, stieß wohl das Ziel, nach dem Ende des Krieges nicht in eine ökonomisch prekäre Situation zu geraten bzw. sich sogar bereichern zu können, auf breitere Akzeptanz bei dessen Sinngebung. Dass Frankreich nach dem verlorenen Krieg von 1870/71 nicht nur Gebiete an Deutschland abtreten musste, sondern zudem noch ganz erhebliche finan-

<sup>267</sup> LStm Schwencke an W. Weidehaas, 1.7.1915. Vgl. hierzu oben, S. 104.

<sup>268</sup> OArt Weitzenbauer an W. Weidehaas, 26.11.1915.

<sup>269</sup> Siehe hierzu Kap. V, S. 223 f.

zielle Leistungen zu erbringen hatte, werden die in der Regel gebildeten Turner gewusst haben. Ebenso wird ihnen bewusst gewesen sein, dass der Verlierer des Weltkriegs mit seinen ungleich größeren Zerstörungen und der schließlich deutlich längeren Dauer einen noch viel höheren Obolus zu entrichten haben würde. Wie auch andere Soldaten vergleichbarer sozialer Herkunft<sup>270</sup> schrieben dementsprechend mehrere von ihnen, dass sie annahmen, der Verlierer des Krieges werde Reparationen zahlen und eine Besetzung oder Annektion von Teilen seines Staatsgebietes akzeptieren müssen:

»Durch den kommenden Krieg mit Japan ändert sich meiner Ansicht nach die Lage hier in Europa keineswegs, denn hier können sie uns ja nichts wollen, im Gegenteil, es ist immer jemand mehr, der nachher mitbezahlen muss, wir wollen die Leute schon ordentlich rupfen.« – »Wenn ich mich auf die Sommerabende freue, ist es damit nicht ausgedrückt, dass wir im Sommer noch Krieg haben, denn ich befürchte, dass wir hier [in Belgien] als Besatzungstruppe noch lange liegen werden, ehe wir abgelöst werden.« (H. Hüllmann) – »Die Gegenden [Belgiens] durch die wir reisen, sind bis auf die eingeschossenen Häuser reizend. Wir wollen sie später nicht wieder herausgeben.« (Weitzenbauer)<sup>271</sup>

Auch äußerten einige der Turner ihre teilweise sehr konkrete Hoffnung auf eine Verbesserung der handelspolitischen Lage Deutschlands nach einem Sieg:

»Im Übrigen liegt die Fabrik, deren Bauleitung ich zuletzt in Neuss a/Rh. hatte, noch genau so, wie ich sie verlassen. Ich kann meinen Posten dort, sobald Frieden eintreten sollte, natürlich sofort wieder übernehmen. Ich für meinen Teil halte die Rheingegend für außerordentlich zukunftsreich, wenn Belgien deutsch bleiben sollte, was wir doch hoffen wollen. Viel deutsches Kapital wird nach dem Kriege, z.T. wohl auch schon jetzt, nach dort wandern. Denn mache Dir doch nur ein Bild, wir müssen doch den ganzen Orient industriell versorgen. Man kann es sich noch nicht im Entferntesten vorstellen. Ich lege Dir einen Artikel aus dem ›Fremdenblatt‹ bei, der außerordentlich interessant war.« (Somogyvár) – »Man wird hier bei dem faulen Leben so furchtbar bequem, dass ich mich in Zivil erst wieder an das Arbeiten gewöhnen muss. Jedoch glaube ich, dass nach einem glücklichen Kriege viel Gelegenheit ist, viel Geld zu verdienen.« (H. Hüllmann) – »Ich verfolge hier alles mit großem Interesse, und sind es besonders die politischen Leitartikel sowie die künftige Handelspolitik die mich am meisten interessieren. Man kann sich vorläu-

<sup>270</sup> Vgl. auch Molthagen, Das Ende der Bürgerlichkeit?, S. 260 f.

<sup>271</sup> H. Hüllmann 23.8.1914, KTB, S. 18; OMt H. Hüllmann, 8.2.1915; Weitzenbauer, 6.9.1914, KTB, S. 31.

fig noch keinen Begriff machen, wie sich alles noch gestalten wird und muss eben mit Geduld alles erwarten.« (M. Chassel)<sup>272</sup>

Der militärischen Lage entsprechend stammen die hoffnungsvollen Aussagen nur aus den ersten beiden Kriegsjahren. Nachdem auch große Teile des Bürgertums durch den Verfall der Löhne schon während des Krieges materiell geradezu *proletarisiert* worden waren, wird mit längerer Dauer des Krieges die Angst vor einer nachhaltigen Verschlechterung der ökonomischen Lage Deutschlands größer geworden sein<sup>273</sup>. Ein Hinweis darauf, dass auch das unmittelbare soziale Umfeld der Turner hiervon betroffen war, sind die regelmäßigen, schon 1915 einsetzenden und im Laufe des Krieges immer dramatischer werdenden Klagen der Vereinsleitung der HT 16 über ein Ausbleiben der Beiträge vieler Mitglieder. Offenbar da sie die Gebühren nicht zahlen konnten, traten zudem viele Vereinsmitglieder in dieser Zeit aus<sup>274</sup>. Explizit äußerte allerdings nur Hans Tiemann, der mit Waldemar Weidehaas sehr vertraut war und mit ihm auch persönliche Geldangelegenheiten besprach, Befürchtungen über eine Verschlechterung seiner materiellen Lage. Er war auch der Einzige, der die negativen wirtschaftlichen Folgen des Krieges für seinen Arbeitgeber, die Reederei G.J.H. Siemers & Co., kurz thematisierte:

»Mein Vermögen geht ja schon drauf. Wenn's noch lange dauert, verzehr ich hoffentlich nicht noch mein ganzes Barvermögen!« – »Kommt die [Stiftung der] Universität [mit Mitteln der Reederei] durch oder nicht? Hoffentlich bleibt's beim Kol. Institut, wir haben nach dem Krieg genug mit uns selbst zu tun.« – »Was sagt Ihr zu Amerika? Dieser Wilson-Bumy! Was wird nun aus Belgien's Verpflegung? Unsere schönen Schiffe<sup>275</sup>!«

<sup>272</sup> Lt Somogyvár an W. Weidehaas, 12.12.1915; H. Hüllmann, 9.8.1914; Kprl M. Chassel an W. Weidehaas, 6.11.1916.

<sup>273</sup> Kocka, Klassengesellschaft im Krieg, S. 71–73. Vgl. auch die – allerdings auf hohem Niveau erfolgten – deutlichen finanziellen Einschränkungen der Bürgerfamilien spätestens ab 1917 bei Mothagen, Das Ende der Bürgerlichkeit?, S. 126 f.

<sup>274</sup> Vgl. zu den Klagen über die Zahlungsmoral der Mitglieder und deren Schwund das Vereinsblatt der Hamburger Turnerschaft von 1816 ab Nr. 142, 18 (1915). Ebenso Hamburger Turnerschaft von 1816, Bericht über das 99. Vereinsjahr 1915–1916, S. 25, sowie über Mindereinnahmen, Hamburger Turnerschaft von 1816, Bericht über das 100. Vereinsjahr 1916–1917, S. 31; Hamburger Turnerschaft von 1816, Bericht über das 101. Vereinsjahr 1917–1918, S. 31.

<sup>275</sup> Lt Tiemann an W. Weidehaas, 6.8.1917 und 10.2.1918; Lt Tiemann [März 1917]. Nach einigen ersten Schritten, zu denen der Aufbau eines Kolonialinstituts zählte, wurde erst 1919 in Hamburg eine Universität gegründet. Bereits

Sicherlich waren die meisten der Turner von der deutlich schlechteren ökonomischen Lage Deutschlands während des Krieges selbst betroffen und als ebenso sicher kann gelten, dass bei ihnen Ängste vor einer langfristigen Verarmung und damit einem sozialen Statusverlust bestanden. Jeder von ihnen wird daher einen Sieg des eigenen Landes gewünscht haben, um damit einen weiteren materiellen Niedergang abwenden zu können. Für wie viele dies auch die Motivation war, mit der sie täglich das eigene Leben riskierten, muss offen bleiben, aber dass dieses Kriegsziel erstrebenswert war, werden die meisten von ihnen so gesehen haben – auch und gerade, wenn sie sich in eher ruhigeren Verwendungen oder gar in der Heimat befanden.

Abschließend lässt sich konstatieren, dass die Deutungen der Turner relativ konstante Muster zeigten. Als besonders erwies sich die Situation im Jahr 1914 vor allem durch die unerwartete Dimension des modernen Krieges, der Illusionen von einer ritterlichen Auseinandersetzung bald zerstörte. Ihre Kampfbereitschaft betonten dennoch die meisten Turner über den gesamten Krieg hinweg. Der Charakter dieser Äußerungen weist jedoch vor allem auf das Bedürfnis hin, den Adressaten zu demonstrieren, dass der jeweilige Verfasser der Kriegssituation gewachsen war und »seine Pflicht« tat. Sofern es gewissermaßen »entschuldbare« Gründe gab, konnte jedoch ebenso der eigene Unwillen oder das Unvermögen, den Kriegsdienst weiter zu ertragen, bekundet werden. Als gerechtfertigt galt es demnach, wenn Familienväter, Turner, die schon einen Bruder im Krieg verloren hatten oder diejenigen, die im Dienst dauerhaft ungerecht behandelt wurden, keine positive Einstellung mehr gegenüber dem Kriegsdienst zeigten. Diese Gruppe von Soldaten war daher auch die einzige, die in der Grauzone der Legalität angesiedelte Bestrebungen erwähnte, mit denen sie den eigenen Frontdienst verhindern oder beenden wollten. Um die Belastungen des Kriegsdienstes mitteilen zu können, nutzten viele den »Nervendiskurs«, was den Vorteil hatte, nicht als zu schwach oder feige zu erscheinen. Als Zeugnis der eigenen »Pflichterfüllung« galt den meisten von ihnen die Fähigkeit, »Kriegsgeschichten« erzählen zu können, wodurch sie sich zudem einen Ansehengewinn in der Nachkriegszeit erhofften. Übergeordnete Sinnstiftungen spielten bei all dem eine deutlich geringere Rolle, sodass auch das Töten eher durch den eigenen Überlebenswillen oder gar persönliche Rache gerechtfertigt wurde. Dennoch ließ kaum ein Turner Zweifel daran bestehen, dass der Frieden dem als destruktiv charakterisierten Krieg

---

1911 hatte Edmund Siemers, in dessen Reederei Tiemann arbeitete, ein Vorlesungsgebäude gestiftet.

gegenüber in jedem Fall vorzuziehen sei. Über den Weg dahin schwiegen sich die meisten jedoch aus oder sie befürworteten einen Siegfrieden. Sich für einen Verhandlungsfrieden auszusprechen, verbot sich demnach für die Mehrheit der Turner, was nicht heißt, dass sie diesen nicht wünschten – vielmehr spricht die leicht abnehmende Zahl der Bekundungen zugunsten eines Siegfriedens eher für das Gegenteil. Den Sinn des Weltkriegs sahen die meisten mit der Zeit wohl eher darin, eine nachhaltige ökonomische Schädigung Deutschlands – und damit des eigenen Lebensstandards und der sozialen Stellung – abzuwenden oder sogar Gewinne auf diesem Feld zu erzielen. Nationalistische Verblendung, mit der die Turner allein »für Kaiser und Vaterland« in den Krieg getrieben wurden, ist aus ihren Äußerungen hingegen nicht abzulesen.